

Das

# Gratis - Magazin;

enthaltend

Darstellungen edler Charakterzüge

und

hochherziger Thaten und Gesinnungen

aus der

## Geschichte aller Zeiten und Völker,

besonders

### der Deutschen.

---

Ein historisches Beiblatt

zum

# PFENNIG - MAGAZIN.

---

Leipzig,

bei Boffange Vater.

W i e n,

bei Karl Gerold.

1834.

Vertrag

zwischen

dem Kaiserlichen Hofe

und

dem Kaiserlichen Hofe

über

die Angelegenheiten

der

Landesverwaltungen

in den Provinzen

von

Österreich

1811

in Wien

am 1. März

1811

1811

## B o r w o r t.

---

Beispiele haben auf Menschenbildung, sowie auf Menschenwohl und Menschenelend einen wichtigen Einfluß. „Jeder“ — so spricht ein edler Weiser — „Jeder ist des Andern Lehrer oder Verföhler, und sein Begweiser zum Himmel oder zur Hölle. Wir arbeiten, wirfen Alle — auf Alle; wir bauen auf oder wir zerstören; wir ermuntern Andere oder wir ärgern sie.“

Über die Nothwendigkeit einer fleißigen Sammlung guter, nachahmungswürdiger Beispiele dürfte daher nur eine Stimme sein, und eine solche Sammlung enthält unser

## GRATIS - MAGAZIN.

Es erscheinen hier Menschen aus allen Ständen und Verhältnissen: Könige und Bettler, Krieger und friedliche Bürger, Städter und Landbewohner, kultivirte Europäer und auf der untersten Stufe der Bildung stehende Negerklaven, hochbejahrte Greise und muntere Knaben, Jünglinge und Jungfrauen; denn sie alle stifteten durch ihre edeln Thaten und Gesinnungen der Welt ein schönes und bleibendes Vermächtniß.

Drum so gehe denn, wohlmeinendes Gratis-Magazin, hin in alle Welt, wecke, leite und belebe Gutes im Namen Dessen, der Urquell alles Guten ist, Dessen, der des Guten am meisten in der Welt gewirkt hat, und mit dem guten Heiligen Geist, der von Ihm ausgeht, und zu Ihm hinführt!

Der Redacteur dieses Blattes erlaubt sich nur noch eine herzliche Bitte hier beizubringen, für deren gütige Berücksichtigung er im voraus seinen aufrichtigsten und wärmsten Dank sagt:

Noch täglich und stündlich geschehen, Gott sei Dank dafür, hier und da schöne und edle Thaten im Stillen und so, daß sie wenig oder gar nicht bekannt werden. Und doch würde es zur Aufmunterung im Guten sehr viel beitragen, wenn sie, diese oder jene edle Handlungen und Gesinnungen öffentlich bekannt gemacht würden. Sehr erwünscht wäre es in dieser Hinsicht für den Herausgeber, wenn ihm zuverlässige Nachrichten aus dem Leben solcher Edeln mitgetheilt und dabei gefälligst bemerkt werden möchte, ob die Namen öffentlich genannt werden dürfen oder nicht.

Leipzig, im Mai 1834.

Die Redaction des Gratis-Magazins.

## P o e t i s c h e s W o r s p i e l .

Es war auf einem Maskenball,  
Wo Neues just nicht viel erschienen,  
(Wie das mitunter wohl der Fall) —  
Da zeigt' urplötzlich sich ein Schwall  
Von bunten Pfennigsmagazinen.

Sie wandelten dort auf und nieder  
Gar sehr erfreut ob ihrer Wahl;  
Sie streckten ihr bedrückt Gefieder  
Mit Wohlgefallen hin und wieder,  
Als wär' für sie allein der Saal.

Da sprang ein lust'ger Harlekin  
Gewandt und rasch in ihre Mitte  
Und sprach: — Ihr könnt mir nicht entfliehn,  
Will Euch durch meine Hechel ziehn  
Nach alter hergebrachter Sitte.

Ich möchte doch so gern erfahren,  
Was hinter Euren Masken steckt;  
Ihr seid noch sämmtlich jung an Jahren,  
Und habt mit Euren großen Schaaren  
Bereits die halbe Welt bedeckt.

Du Nummer Eins! — Du bist gekommen  
Aus Frankreich in das Land herein.  
Was hast du dir denn vorgenommen?  
Ist's wirklich zu der Leute Frommen?  
Wie? — oder nur ein leerer Schein?

Die Nummer Eins — das ält'ste Glied  
Vom ganzen Stamm im deutschen Lande —  
Erwiderte: Was mir gerieth,  
Weil ich mit Eifer mich bemüht,  
Bringt weder mir noch Deutschland Schande.

Besorgt und redlich war mein Streben;  
Auch hat man das sogleich erkannt. —  
Was ich mit strengem Fleiß gegeben,  
Bis in den Himmel zu erheben,  
Dazu fehlt freilich mir Verstand.

Das überlass ich meinen Vettern,  
Besonders dem hier, der gepuht  
Sich zeigt und schwört, trotz Sturm und Wettern,  
Trotz Regens Sturm und Blizeschmettern  
Erschein' er neu, nie abgenutzt.

Ich nehme nicht den Mund so voll,  
Doch, um den Gönnern zu gefallen,  
Such' ich auch nicht durch Zank und Groll  
— Wie Jener, der des Sonntags voll —  
Mich einzudrängen bei Euch Allen.

Drum wähl' ich freundlich den Begleiter,  
Der gratis künftig mit mir kommt.  
Er stimme stets Euch froh und heiter,  
Denn er erzählt, was immer weiter  
Die Menschen bringt, und wahrhaft frommt.

Und ruhig lass' ich deshalb schwagen,  
Mag es nun klug, mag's thöricht sein —  
Was kümmert mich denn müß'ger Späßen,  
Was neiderfüllter gift'ger Ragen  
Gemeinheit — die nie allgemein.

Sie schwieg — da traten National —  
Und Heller — ernsten Sinns ihr bei,  
Nur der Gepuhte macht' im Saal,  
Zu aller andern Masken Quaal,  
Ein lauderswelsch und wirr Geschrei.

Ihm aber sagt der Harlekin:  
Mein Freund, sei still — mag'st für dich bleiben;  
Mit deinen Festtagsphantasen  
Die Abonnenten anzuziehn  
Wirfst du sie Alle noch vertreiben.

Der Festtagsherr sann auf Replik,  
Da hob die Peltische Harlekin,  
Schweig'! rief er — das ist Politik, —  
Antikritik stets auf Kritik  
Wird dich nur immer tiefer ziehn.

Der Harlekin hat wirklich Recht, —  
Drum soll bei uns die That beweisen,  
Daß unser Dank stets warm und echt,  
Daß wir erkennen, wie gerecht  
Die Leser sind in unsern Kreisen.

Und deshalb bitten wir: Empfanget  
Geneigt das Gratismagazin,  
Das nicht mit falschem Schmucke pranget,  
Beslitterstaatet und bespanget;  
Denn ernst und streng hat es ihn.

# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 1.

[Mai 1834.]



## Aus der preussischen Geschichte.

Der hervorstechende Zug in dem deutschen, und namentlich in dem preussischen National-Charakter ist Liebe und Treue gegen Fürst und Vaterland. Die vollgiltigsten Beweise hiervon liefert uns die Geschichte der ältern und neuern Zeit; sie erzählt uns eine Menge tapferer und edelmüthiger Thaten, die dem preussischen Namen die Achtung anderer Völker erwarben, und die auch die späteste Nachwelt noch preisen wird. Daher soll unsere

### Sammlung edler Handlungen und Charakterzüge

aus der  
Geschichte der Menschheit

mit einigen edlen Zügen, welche wir im Charakter und der Geschichte dieses Volkes finden, beginnen; ähnliche aber aus dem Leben der übrigen der deutschen Staaten, vorzüglich Oesterreichs, Sachsens und Baierns folgen.

### Liebe und Treue gegen König und Vaterland.

1.

#### Emanuel Froben.

Friedrich Wilhelm, der große Churfürst von Brandenburg, hatte bereits im Jahre 1674, bei dem Einfall der Schweden in seine Provinzen, den überzeugendsten Beweis von Liebe und Treue seiner Unterthanen erhalten. Aber den rührendsten erhielt er das Jahr darauf in der Schlacht bei Fehrbellin, und zwar von seinem Stallmeister, Namens Emanuel Froben. Der Churfürst ritt nämlich in jener Schlacht ein weißes Pferd, und da die Farbe des Pferdes vor allen andern in die Augen fiel, so richteten die Schweden ihr Geschütz vorzüglich nach dem Orte hin, wo sich der Churfürst befand. Froben bemerkte dieß und beschloß für seinen Fürsten das Leben zu wagen. Unter dem

Vorwande, daß das Pferd des Churfürsten schattenscheu sei, that er ihm den Vorschlag, mit den Pferden zu tauschen, den auch der Churfürst sogleich annahm. Aber kaum hatte Froben das weiße Pferd bestiegen, als er von mehreren feindlichen Kugeln getroffen herabsank, und so durch seinen Tod das Leben seines Churfürsten rettete.

2.

#### St. Bonnet.

Der Churfürst Friedrich, nachher Preussens erster König, belagerte im Jahre 1689 Bonn. Während der Belagerung ging er eines Tages mit einem kleinen Gefolge nicht weit von der Armee auf die Jagd, welches man französischen Partheigängern verrathen hatte, die nun, in der Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, und in Erwartung einer großen, von den Franzosen versprochenen Belohnung, diese günstige Gelegenheit benutzten und den Churfürsten überfielen, welcher, ungeachtet seiner persönlichen Tapferkeit und der seiner Begleiter, der Menge hätte unterliegen müssen, wenn nicht St. Bonnet\*), von der Gefahr des Churfürsten benachrichtigt, mit seinen Leuten herbeigestürzt wäre. Das Gefecht erneuerte sich jetzt mit verdoppelter Stärke; St. Bonnet und seine Leute kämpften wie Löwen, denn es galt die Rettung des Churfürsten. Mit großem Verluste wurden die Feinde in die Flucht geschlagen, und der Churfürst war gerettet.

3.

Nachdem das Herzoglich-Braunschweigische Infanterieregiment in der Schlacht bei Rosbach zweimal von der französischen Cavallerie attackirt worden war und dieselbe beide Male zurückgeschlagen hatte, kam, als gerade die feindliche Cavallerie zum dritten Male in Begriff war heranzustürmen, der König Friedrich der Große hinter der Fronte hergaloppirt und rief seinen Kriegern zu: „Laßt mich durch! Laßt mich durch!“ — aber von allen Seiten tönte ihm ein wiederholtes: „Nein! Nein! entgegen.“ „Wir geben es nicht zu,“ riefen die braven Krieger, „daß Ihre Majestät von den Schwertern der Feinde, oder von unsern eigenen Kugeln getroffen werden.“ Die französische Cavallerie mußte aufs Neue die Flucht ergreifen, und nun erst öffnete sich das Regiment von mehreren Seiten, um seinen König durchzulassen.

4.

#### Der Rittmeister Prittwitz.

„Ich bin verloren!“ rief Friedrich, als er in der Schlacht bei Kunnersdorf von einem starken Trupp Oesterreicher verfolgt wurde, dem Rittmeister Prittwitz zu, der ihn mit 100 Husaren begleitete. „Das soll nicht geschehen, Ihre Majestät,“ erwiderte der tapfere Prittwitz, „so lange wir noch leben.“ Und gleich darauf griff er selbst mit seiner kleinen Schaar die ihm an

\*) St. Bonnet wurde bald nach der hier erzählten glücklichen Rettung des Churfürsten, in einem Sturme gegen die Festung Bonn getödtet. Er war als Volontair, wider Willen des Churfürsten, der sich einen so tapfern und edeln Mann zu erhalten wünschte, in die Reihen der Stürmenden mit eingetreten.

Zahl weit überlegenen Feinde an, so daß Friedrich, während Prittwig sich mit ihnen herumschlug, glücklich entkam. — Die Mehrsten von dieser Heldenschaar stellten als Opfer ihrer Königstreue, die übrig Gebliebenen wurden vom Könige reichlich belohnt und Prittwig erhielt späterhin ein Landgut von 300,000 Thalern an Werthe.

## 5.

## Friedrich unter seinen Kriegern auf dem Schlachtfelde.

Nach dem bei Torgau erfolgten Siege ritt Friedrich am folgenden Morgen auf das Schlachtfeld, um selbst zu sehen, ob man seinen Befehl, für die Verwundeten gehörig zu sorgen, vollziehe. Mit der innigsten Theilnahme ging er zu den verwundeten Helden, half ihnen nach Kräften und tröstete sie. Dieselben vergaßen aller Wunden und Schmerzen beim Anblicke ihres geliebten Königs, und mit thranenden Augen dankten sie ihm für seine väterliche Sorgfalt. „Wir freuen uns nur,“ sagten mehrere schwer Verwundete, „und danken Gott, daß Ihre Majestät noch leben!“ Ja, ein durch den Leib geschossener Grenadier sagte zum Könige: „Nun will ich gen sterben, da ich weiß, daß wir gesiegt haben und Sie noch leben.“

## 6.

## Patriotismus.

Nach der Schlacht bei Collin, im Jahre 1757, wo Friedrichs Heer, das aus 32,000 Mann bestand, von 60,000 Oesterreichern geschlagen wurde, zeigte sich die Treue und Liebe der Preussen gegen König und Vaterland im höchsten Glanze, wodurch selbst die Feinde in Erstaunen gesetzt wurden. Die Landstände in Pommern, in der Mark Brandenburg und dem Herzogthume Magdeburg warben Truppen für die Armee, und errichteten außerdem noch ein Corps von 12,000 Mann Landmiliz. Im Kriegsdienste grau gewordene Edelleute, welche bisher in ruhiger Erinnerung an die Heldentage der Vergangenheit auf ihren Landgütern gelebt hatten, ergriffen mit verjüngten Kräften das Schlachtschwert und stellten sich freiwillig als Anführer an die Spitze der neu errichteten Truppen. Landleute wetteiferten, die Söhne geschwind bei den Armeen ihres Königs zu haben. Zu Stettin errichtete man eine kleine Flotte, die aus 2 Fregatten von 20 Kanonen und drei Galeeren von 10, und neun andern Fahrzeugen von 6 Kanonen bestand. — Um die königlichen Stutereien in Preussen zu sichern, vertheilten die Bauern die Pferde unter sich. In Minden, Ravensberg u. verheimlichten die Einwohner dem Feinde die königlichen Einkünfte, wo sie nur konnten, und schickten dann heimlich ihrem Könige das Geld. — Die Einwohner von Magdeburg und Halberstadt, der Adel, die Domherren, die Bürger und Bauern lieferten freiwillig ihre Pferde zum Dienste der Cavallerie; ihre Zahl belief sich über 4000. Diese freiwilligen Aufopferungen, dieser erhabene Patriotismus hatte den wohlthätigsten Einfluß auf die Armee. Friedrich, welcher bei Collin zwar geschlagen, aber nicht besiegt worden war, konnte bald darauf die glorreichen Siege bei Rosbach und Leuthen erkämpfen. — Solcher Großväter Enkel waren die Preussen der Jahre 1813 und 14.

## 7.

## Charrier.

Im Jahre 1793 erhielt das Regiment Prinz Heinrich von Preussen die Ordre, nach Cleve in Westphalen

zu marschiren, bei welchem Regimente sich ein 72jähriger Sergeant, Namens Charrier, befand, der bereits 30 Jahre seinem Könige und Vaterlande gedient hatte. Der menschenfreundliche Graf von Wartenleben, Oberster des Regiments, machte ihm daher den Antrag, daß er wegen seines hohen Alters zurückbleiben möchte. „Nein!“ sagte der ehrwürdige Krieger, „meine bisherigen Kräfte haben mich noch nicht daran erinnert, um eine Civilversorgung anzuhalten, die mir ruhige Tage verschafft hätte. Ich will daher noch ein Mal zu Felde gehen, um meine jungen Kameraden durch mein Beispiel zur Erfüllung ihrer Pflicht aufzumuntern.“ —

## 8.

## Matthias Kantusch,

welcher bereits 86 Jahre zählte und unter den Wolf-ratischen Husarenregimente diente, dachte ebenfalls sehr edel und patriotisch. Ungeachtet aller Vorstellungen die man ihm machte, zog er doch in eben dem Jahre (1793) gegen die Franzosen mit zu Felde, indem er sagte: er halte es für seine Pflicht, seinem Könige bis an's Ende zu dienen. — Man erzählte diesen Vorfall dem König Friedrich Wilhelm II., der die Treue und Anhänglichkeit des grauen Helden dankbar erkannte. Er überschickte ihm die goldene Tapferkeitsmedaille nebst einem Geschenk von 10 Friedrichsd'or, wies ihm eine monatliche Pension von 5 Thalern an, und bat ihn, daß er in seine Heimath zurückkehren und daselbst seine übrigen Tage in verdienter Ruhe verleben möchte.

## 9.

## „Obigkeit muß sein!“

Friedrich Wilhelm der dritte kündigte nach gehaltenen Musterung einer Garnison an, daß sie nun in ihre Heimath zurückkehren könnte, um entweder bei der Garde oder bei andern Regimentern angestellt zu werden. So wie der König dies bekannt gemacht hatte, trat ein redlicher Pommer hervor und sagte: „Ihre Majestät, wir sind Pommern; lassen sie uns allein gehen, wir stehen Einer für Alle, und Alle für Einen, daß Keiner austritt.“ Der König, welchem diese Aeußerung gefiel, gewährte seine Bitte, fügte aber hinzu: „Einen Offizier müßt ihr aber doch haben?“ „Ja!“ riefen die Pommern mit voller Freudigkeit, „den wollen wir haben, denn Obigkeit muß sein!“ Ein pommerscher Patriot, dem diese Aeußerung seines Landsmannes besonders freute, beschenkte ihn mit hundert Thalern.

## Liebe zu den Unterthanen.

## 10.

## Dem Churfürsten Wilhelm Georg von Brandenburg,

einem der löblichsten Fürsten seiner Zeit, nahte sich einst ein zitternder Bauer mit den Worten: „Hören Sie mich gnädigst an, denn ich bin Ihr Unterthan.“ Der Churfürst fiel bei diesen Worten dem Bauer in die Rede, und sagte zu ihm: „Ich würde dich anhören, wenn du auch ein Türke oder Heide wärest; um wie viel mehr, da du mein Unterthan bist.“ Freundlich hörte er nun die Bitte des Bauern an und gewährte sie ihm, da er sie gerecht fand.

Dieser gute Fürst pflegte öfters zu sagen: „Die

Fürſten haben ſich hinwiederum Erhörung ihres Verlangens von Gott zu verſprechen, wenn ſie ihre ihnen von Gott anvertrauten Unterthanen gern und willig anhören.“ Er ſtarb 1640.

## 11.

## Friedrich der Erſte.

Im Jahre 1701 wurde der neue verbesserte Kalender eingeführt und nahm mit dem 13. Februar ſeinen Anfang; ſtatt des 19. Februars wurde ſogleich der erſte März geſchrieben. Dadurch entſtanden im gemeinen Leben mancherlei Unordnungen, ſo daß die damaligen Rechtsgelehrten faſt keine andere Beſchäftigung hatten, als die daraus entſtandenen Streitigkeiten beizulegen. Namentlich ſuchten gewinnſüchtige Leute aus dieſer Veränderung Vortheile zu ziehen, und von dieſer Art waren auch die Räte des Königs Friedrich des Erſten, die ihm den Vorſchlag thaten, daß er bei Auszahlung der Penſionen und Beſoldungen, einem Feden von dem Quartale den 9ten Theil abziehen laſſen ſollte, indem der Februar um 11 Tage abgekürzt worden ſei. Sie rechneten auch dem Könige den großen Gewinn vor, den die königliche Kammer davon haben würde. Aber Friedrich liebte ſeine Unterthanen zu ſehr, als daß er ſich eine ſolche Bedrückung hätte erlauben ſollen; deßhalb wies er mit gerechter Verachtung den Vorſchlag ſeiner Räte zurück und ſagte zu ihnen: „Ich will nicht, daß mich meine Leute ſchikaniren, und ſo will ich es ihnen auch nicht thun.“

## 12.

## Friedrich Wilhelm I.

So wie König Friedrich der Erſte, ſo ließ ſich auch Friedrich Wilhelm I. zu keiner Unternehmung verleiten, von der er vorausſehen konnte, daß ſie für ſeine Unterthanen drückend ſein und ihren Wohlſtand untergraben würde. Und wenn ihm auch der vorgelegte Plan den vortheilhafteſten Gewinn zu verſprechen ſchien, ſo verwarf er ihn dennoch, weil er das Wohl ſeiner Unterthanen ſeinem perſönlichen Vortheile vorzog.

## 13.

## Friedrich der Große

hatte kaum den Thron beſtiegen, als er an ſeine Miniſter folgende wahrhaft königliche Worte richtete: „Meine Herren! ſo oft Mein beſonderes Intereſſe dem allgemeinen Beſten entgegenſtehen wird, müſſen Sie es dem Wohle des Ganzen aufopfern!“ Seine lange und glorreiche Regierung entſprach auch vollkommen dieſer Aeußerung. Ja nicht dem Geringſten ſeiner Unterthanen that er mit Vorſatz wehe; dies zeigte ſich unter andern bei folgender Gelegenheit: Der König Friedrich wollte ein Stück Land, das in der Nähe von Sansſouci lag und zu einer Mühle gehörte, an ſich kaufen, um den Platz zur Vergrößerung ſeines Schloſſes zu benutzen, und ließ deßhalb dem Müller unter den vortheilhafteſten Bedingungen den Antrag dazu machen. Aber der Müller ſchlug es wider alles Erwarten des Königs geradezu ab, worauf ihn der König freundlichſt zu ſich entbieten ließ, um ſeine Gründe zu hören. Der Müller erſchien. Freundlich empfing ihn der König, wiederholte ſeinen Antrag und verſprach ihm außer einer weit beſſern Mühle und einem ſchönern Acker, auch

noch eine Vergütung an Geld. Doch der Müller ſchlug es dem Könige abermals ab. „Mein Großvater,“ ſagte er, „hat die Mühle erbaut, ich habe ſie von meinem Vater geerbt, mein Erbtheil iſt mir zu lieb, als daß ich es veräußern ſollte; ich will mein Familiengut auch meinen Kindern überlaſſen.“ Der König ließ ſich dies gefallen, drückte dem Bauer freundlich die Hand und entließ ihn.

## 14.

Eben dieſer König nahm einſt auf einer Reiſe von Elbingen nach Möckerau in einem freundlichen Gartenhauſe des weſtpreuſſiſchen Städtchens Marienburg ſein Nachtquartier. Seiner Gewohnheit nach ſtand er am andern Morgen ſehr früh auf und ging, nachdem er ſeine Geſchäfte beendigt hatte, in den Garten, an deſſen Thüre ein ihm unbekannter Mann ſtand, der ihn zu erwarten ſchien. Zwiſchen Beiden entſpann ſich nun folgendes Geſpräch:

Der König. Was will Er?

Der Unbekannte. Ich will mich erkundigen, ob Ihre Majestät vielleicht Etwas zu befehlen hätten.

Der König. Wie kommt er dazu?

Der Unbek. Ich bin der Beſitzer des Hauſes.

Der König. Nun ſo komm' Er mit mir herein in den Garten. Alſo das Haus und der hübsche Garten iſt Sein?

Der Unbek. Ja, Ihre Majestät; der Garten wurde von meinem Vater angelegt.

Der König. Was iſt Er?

Der Unbek. Ich bin hier Juſtizamtman; was auf adlichen Gütern der Gerichtsdirector iſt, das bin ich auf Ihre Majestät Domainengütern.

Der König. So! da ſteht er ſich wohl gut?

Der Amtmann. Ja, Ihre Majestät, ich bin zufrieden.

Der König. (den Amtmann freundlich anſehend und ihn auf den Schultern klopfend) Er iſt ein braver Mann! Da hat Er mir Etwas geſagt, was ich ſeit vielen Jahren von keinem Menschen gehört habe. Daſür, daß Er mir dieſe Freude gemacht hat, ſoll Er auch jährlich hundert Thaler Zulage haben. Aber ſchind' Er mir die Bauern nicht! hört Er's wohl?! — —

Kurz darauf, als der König wieder nach Potsdam zurückgekommen war, ſagte er eines Tags zu dem Miniſter Maſſow: „Mein lieber Maſſow, dieſes Mal habe ich in Weſtpreuſſen eine rechte Freude gehabt. Da frag' ich zu Marienburg einen Juſtizamtman, ob er ſich gut ſiehe? und der Mann antwortete mir: er ſei zufrieden. „Ach!“ ſetzte der König hinzu, indem er ſich zu den übrigen Miniſtern wendete, „wie glücklich wäre ich, wenn ich das immer hörte!“

## 15.

Als  
Churfürst Friedrich Wilhelm, der  
Große

zur Regierung gelangte (1640), war durch den 30jährigen Krieg das ganze Land mit Elend bedeckt. Wo man hinſah, ſah man Ruinen eingeaſchter Städte und Dörfer. Aber durch Friedrich Wilhelm gewann Alles eine ganz andere, beſſere Geſtalt. Er ließ die eingeaſchten Dörfer wieder aufbauen, verwandelte öde Heiden in lachende Fluren, ließ die Feſtungen des Landes in den gehörigen Stand ſetzen und bewirkte ſo durch Ordnung, Thätigkeit und weiße Sparſamkeit eine völliſche Umwandlung des Staats, den er in Schutt und

\*) Weil das Reſultat der Mathematiker geweſen war, daß der bisher gebräuchliche alte Kalender von dem eigentlichen Sonnenjahre um 11 Tage verſchieden ſei.

Graus vergraben gefunden hatte. Mit Recht wird er deshalb der Wiederhersteller des Vaterlandes genannt. Sein erhabenes Beispiel befolgte späterhin:

## 16.

## Der König Friedrich Wilhelm

Er fand ebenfalls beim Antritte seiner Regierung das Land durch Pest und Theuerung verwüstet, und in der Casse des Staats keinen Vorrath an Geld. Aber er gab, wie sein großer Ahnherr, der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große, der Welt aufs neue ein glänzendes Beispiel, nämlich durch Ordnung, Sparsamkeit und Thätigkeit einen Staat blühend und groß zu machen. So wie er den Thron bestiegen hatte, ließ er den größten Theil der königlichen Effecten verkaufen und das goldene und silberne Geräth, das in dem Schlosse zu Berlin befindlich war, wurde in die Münze geschafft. Daraus, so wie aus den Einschränkungen, die er mit seinem Hofstaate vornahm, erhielt er beträchtliche Summen, womit er alle Schulden bezahlte und den Anfang zur Sammlung eines Schazes machte, über welchen er die persönliche Aufsicht und die allgemeine Rechnung selbst führte. Nur erst späterhin, vom Jahre 1738 an, wo seine Gesundheit zu schwanken anfing, trug er dem geheimen Finanzrath von Boden das Geschäft auf, wenn in dem Schaze etwas zu verrichten war, dabei gegenwärtig zu sein.

Diese Sparsamkeit artete aber bei ihm nicht in Geiz und Habgucht aus. Er sammelte und sparte für den Staat, und indem er mit der einen Hand empfing, theilte er mit der andern wiederum aus. Er suchte überall der Industrie und den Manufacturen aufzuhelfen; beförderte durch Wohlthaten, Freiheiten und Geschenke jeden nützlichen Fleiß; verwendete große Summen auf die Anlegung von Colonien; ließ eine Menge wüster Gegenden urbar machen, eine eben so große Menge wüster Stellen in den einzelnen Städten anbauen, und kaufte für den Staat sehr beträchtliche Domainengüter, deren Ankauf viele Millionen kostete. Dabei hinterließ er seinem großen Nachfolger einen Schaz von 8 Millionen 700,000 Thalern, und ein Heer, das aus 70,000 Mann der auserlesensten Truppen bestand. Dieser Geist der Ordnung, Thätigkeit und Sparsamkeit leitete auch seinen Thronfolger, den:

## 17.

## König Friedrich II.

Ungeachtet der langwierigen Kriege, die er zu führen gezwungen war, brachte er sein Land auf einen Gipfel von Cultur und Größe, der das Erstaunen anderer Völker erweckte, und hinterließ einen Schaz von 120 Millionen und ein Heer von 200,000 Mann.

## 18.

Kaum hatte überhaupt

## Friedrich der Große

den Thron bestiegen, so zeigte er sich schon als Wohlthäter seines Volkes. Damit der herrschenden Theuerung, welche für die dürftigen Classen des Volkes doppelt drückend war, Einhalt gethan werden möchte, ließ er sogleich am andern Tage, nachdem er zur Regierung gelangt war, (es war am 31. Mai 1740) alle Kornhäuser öffnen, und das Korn zu dem billigsten Preis verkaufen. Er befahl auch, daß das Wildpret in den Forsten unentgeltlich unter die Armen vertheilt werden sollte; ließ Spinnhäuser für Dürftige und Arbeitslose errichten, sorgte

für arme und unbemittelte Studenten, und Mangel und Elend verschwand unter diesem wohlthätigen Monarchen.

## 19.

Auch

## Friedrich Wilhelm III.

verdient mit Recht den Namen eines Vaters des Vaterlandes.

Von vielen nur ein Beispiel seiner Herzengüte:

Eine arme Soldatenwitwe, welche eine zahlreiche Familie zu erhalten hatte, hielt bei dem König schriftlich um Unterstützung an, welcher sich alsbald nach ihren Umständen erkundigen und sie dann zu sich bescheiden ließ. Sie erschien mit ihren Kindern und wurde in ein Zimmer geführt, wo man sie einweilen warten ließ. Den König selbst zu sprechen hoffte sie nicht, da sie wußte, daß er krank war; aber das hoffte sie von ihm, daß er ihre Bitte um Unterstützung nicht unerfüllt lassen würde. Nachdem sie eine kleine Weile gewartet hatte, öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und zwei in Mäntel gehüllte Personen traten herein, welche die Wittve genau nach allen Umständen befragten. Pärtliche Liebe für ihre Kinder gaben ihr Muth, ihre hilfsbedürftige Lage zu schildern. Und indem sie noch sprach, erkannte sie auf einmal ihren guten König, welcher sich der Thränen nicht mehr enthalten konnte. Sie schwieg, erstaunte und bewunderte. Jetzt nahm der König das Wort und sicherte ihr mit aller Freundlichkeit und Güte eine genügende Pension zu, beschenkte ihre Kinder, mit welchen er sich lange Zeit unterhielt, und schickte ihnen, nachdem er sie entlassen hatte, noch ein Geschenk an Erfrischungen nach.

Uebrigens haben Anstalten jeder Art, die das gemeine Beste beabsichtigen, sich der wohlthätigen Unterstützung des Königs Friedrich Wilhelm III. zu erfreuen.

## 20.

## Danfbarkeit Friedrich des Großen.

Der General Fouqué war bei Landshut in die Gefangenschaft der Oesterreicher gerathen. und verlor nachher bei der Uebergabe von Olaz (den 26. Juli 1760) ein Vermögen von 120,000 Thalern; seine Niederlage setzte ihn aber nicht im Mindesten in der Gunft seines Königs herab; dennder große Friedrich, der seinen General wohl zu beurtheilen wußte, erkannte es, daß Fouqué bei jenem Ueberfalle bloß der Uebermacht hatte unterliegen müssen, und daß er Alles gethan hatte, was man von einem erfahrenen und heldenmüthigen Heerführer in der Stunde des Kampfes erwarten kann. Deshalb ersetzte der König, nachdem Fouqué aus der Gefangenschaft zurückgekehrt war, demselben den erlittenen Schaden aufs Reichlichste und gab ihm bis an das Ende seines Lebens die größten Beweise seiner Gnade. So oft er nach Brandenburg kam, wo Fouqué als Domprobst die letzten Jahre seines Lebens im Schooße seiner Familie in glücklicher Ruhe verlebte, besuchte er denselben; übrigens unterhielt er auch mit ihm einen beständigen Briefwechsel, der die zärtlichste Freundschaft athmete. — Tief wurde Friedrich erschüttert, als er die Nachricht von Fouqué's Tode, der im Jahre 1774 erfolgte, empfing, und noch lange blieb der Verstorbenen das Lieblingsgespräch des dankbaren Königs.

Verlag von Bossange Vater in Leipzig.  
Unter Verantwortlichkeit der Verlagsbandlung.



# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 2.

[Mai 1834.]

## Einzelne Züge aus der österreichischen Geschichte.

Eine hohe Stufe in der Reihe der Völker und Staaten nimmt Oesterreich ein, nicht bloß durch seine politische Größe und Bedeutung, und durch den uralten Glanz und die Tugenden seiner Beherrscher und die Weisheit seiner Staatsmänner, sondern auch durch die Ehrenhaftigkeit, Trefflichkeit und Tüchtigkeit seines Volksstammes. Einfach frommer Sinn, Vaterlandsliebe, Arbeitsamkeit, Rechtlichkeit und kindliche Heiterkeit zeichnen den Oesterreicher aus; seinen Kaiser aber — ehrt und liebt er wie einen Vater, und nichts erfreut und entzückt ihn mehr, als wenn er von seinem Kaiser erzählen kann oder erzählen hört! — Von diesen Tugenden mögen die nachstehenden Züge, zunächst aus der Geschichte Kaiser Joseph II. \*), Zeugen sein! —

### 1.

Als einst zu Wien eine Feuersbrunst ausbrach, eilte der Kaiser Joseph II. auch herbei und stellte sich ganz nahe an ein brennendes Haus. Ein Handwerksmann bemerkte die Gefahr des Kaisers und bat ihn, sich von dem gefährlichen Orte zu entfernen. Wie er aber noch lange zauderte, so ergriff ihn der Handwerksmann, hob ihn in die Höhe und trug ihn an einen sichern Ort.

Kaum war dies geschehen, so stürzte das brennende Haus ein, und die feurigen Balken fielen gerade auf den Platz, wo der Kaiser zuvor gestanden hatte.

Der Monarch reichte seinem Erretter zur Belohnung seinen Beutel voll Gold dar; aber der brave Handwerksmann nahm ihn nicht an, sondern sagte:

„Was ich gethan habe, that ich aus Liebe, die kann nicht bezahlt werden! Soll ich aber um eine Gnade bitten, so sei es für meinen Nachbar, welcher ein ehrlicher, fleißiger Mann, aber so arm ist, daß er nicht Meister werden und sich das nöthige Handwerkszeug anschaffen kann.“

Der Kaiser erfüllte seine Bitte und beschenkte den armen Nachbar reichlich. Aber seinem Retter zu Ehren ließ er eine goldene Schaumünze prägen.

„Unser Kaiser meint es gut mit uns; er ist ein rechtschaffener, braver Mann. Allen kann er nicht recht thun, das ist nicht möglich!“ So pflegt jeder Oesterreicher von seinem Kaiser zu sagen, und das ist gerecht.

### 2.

#### Joseph's Klugheit und Gerechtigkeit

erkennt man unter andern aus folgender Thatsache:

Ein Juwelier zu Wien hatte einem Edelmann seine Juwelen feil geboten. Dieser bat den Juwelier, daß er ihm die Juwelen einen Tag lassen möchte, um sich diejenigen aussuchen zu können, die ihm am besten gefallen würden. Der Juwelier, welcher kein Mis-

trauen in den Edelmann setzte, erfüllte seine Bitte und ließ ihm ein ganzes Kistchen mit Juwelen zurück. Als er den andern Tag wiederkam und seine Juwelen zurückverlangte, stellte sich der Edelmann ganz fremd und unwissend, und leugnete geradezu, daß er jemals Juwelen von ihm empfangen.

Da nun der Juwelier keinen Beweis in den Händen hatte, so wußte er keinen andern Rath, als daß er zu dem Kaiser Joseph dem Zweiten ging, dem er mit thranenden Augen seine Noth klagte.

Der Kaiser, welcher über die Niederträchtigkeit des Edelmanns höchst aufgebracht war, ließ denselben zu sich rufen und befragte ihn wegen der Juwelen; der Edelmann aber leugnete hartnäckig, betheuerte, daß er den Juwelier nie gesehen habe, und nannte ihn einen Wahnsinnigen, einen Betrüger und Ehrenschränder, weil er ihm Etwas abforderte, das er ihm doch nie gegeben.

Der gerechte Monarch hatte unterdessen ein Mittel ausgedacht, wodurch er die Wahrheit an das Licht bringen wollte. Er befahl nämlich dem Edelmann, sich niederzusetzen und folgenden Brief an seine Frau zu schreiben:

Liebste Frau!

Wenn Du Deinen Mann in Freiheit und bei Leben erhalten willst, so gib sogleich dem Ueberbringer dieses das Juwelengkistchen, welches der bekannte Juwelier mir gestern zurückgelassen hat.“

Der Kaiser schickte diesen Brief sogleich an des Edelmanns Frau, und der Edelmann mußte indessen in dem kaiserlichen Zimmer bleiben.

Die Frau erkannte ihres Mannes Handschrift und gab dem Ueberbringer des Briefes das Kistchen mit den Juwelen; dieser aber brachte es dem Kaiser, welcher es sogleich dem Eigenthümer, der sich frohlockend zu den Füßen des gerechten Monarchen niederwarf, zurückgab. Der Edelmann aber empfing seine wohlverdiente Strafe.

Dieser gerechte Monarch befolgte in seiner Regierung stets die Vermahnung Sirach's:

Errette den, dem Gewalt geschieht, von dem, der ihm Unrecht thut, und sei unerschrocken, wenn du urtheilen sollst. Sir. 4, 9.

### 3.

#### Joseph's Herzensgüte und Billigkeit

beweist unter andern Folgendes:

Ein armer Bauer im Oesterreichischen befand sich in großer Noth. Er sollte dem Amtmann 20 Thaler entrichten, oder den andern Tag Haus und Hof räumen, und doch wußte er nicht, woher er dieses Geld nehmen sollte.

Er hatte zwei Söhne. Der älteste, welcher Soldat war, ging zum Amtmann und bat ihn demüthig und mit Thränen, daß er mit seinem Vater noch Geduld haben möchte. Aber umsonst! der Amtmann wollte nicht. Da dachte der betrubte Sohn hin und her, wie er seinem Vater helfen könnte. Endlich kam er auf folgenden sonderbaren Einfall, der nun aber freilich gerade nicht zu loben war: er wußte, daß der Kaiser die Verordnung gemacht hatte: ein Jeder, der

\*) Geb. 1741; Regierungsantritt 1765; gest. 1790

einen Deserteur zurückbrachte, sollte 24 Gulden zur Belohnung bekommen. Nun dachte er, er wollte zum Schein desertiren und sein Bruder sollte ihn fangen und wieder zurückbringen. Dieser würde dann die bestimmte Belohnung von 24 Gulden bekommen, und davon könnten sie ihres Vaters Schuld bezahlen. Die Strafe wollte er dann gern ausstehen, nämlich Spießruthen laufen.

Gedacht, gethan. Er stellte es seinem Bruder vor und darauf desertirt er. Sein Bruder bringt ihn zurück und empfängt das Geld.

Der Deserteur kommt indessen in Arrest. Er hatte sich immer gut aufgeführt, die Offiziere hielten viel auf ihn, und deshalb konnte Niemand begreifen, wie er jetzt auf einmal auf den Gedanken gekommen, zu desertiren. Selbst die Aeltern, welche von diesem Geheimnisse nicht das Mindeste wußten, machten ihm deshalb Vorwürfe.

Nachdem er einige Zeit im Kerker gefessen hatte, mußte er Spießruthen laufen, welche Strafe er ganz geduldig ertrug, und wie sie vorüber war, so seufzte er für sich: „Gott sei Dank! nun ist's vorüber und mein Vater ist frei!“

Diese Worte hörte ein Anderer und sagte sie dem Hauptmanne, welcher nun der Sache weiter nachforschte und endlich das ganze Geheimniß an den Tag brachte.

Als der Kaiser Joseph diese Geschichte erfuhr, so wurde er dadurch so gerührt, daß er dem Deserteur nicht nur seinen Fehler vergab, sondern ihm auch noch ein großes Geschenk zu Theil werden ließ.

## 4.

Ein armer kaiserlicher Offizier hatte eine Familie von 10 Kindern, und ob es ihm gleich schwer wurde, dieselben zu ernähren, so bewies er doch noch an einem fremden Kinde seine Wohlthätigkeit. Denn es wurde einst ein neugeborenes Kind vor seiner Wohnung auf der Straße gefunden; dieses nahm er in sein Haus auf und ließ es eben den Unterhalt genießen, wie seine eignen Kinder.

Gott segnete auch diese Familie. Denn es mußte sich fügen, daß der menschenfreundliche Kaiser, Joseph der Zweite, die schöne That des wohlthätigen Offiziers erfuhr. Er kam selbst in dessen Haus, erkundigte sich nach seiner starken Familie und befragte ihn auch wegen des fremden Kindes. Der Offizier antwortete:

„Als es vor meiner Thüre lag, konnte ich mich nicht entschließen, dies unschuldige Kind hilflos zu lassen. Ich dachte, es würde sich wohl auch mit meinen andern Kindern satt essen. Meine selige Frau nahm es selbst auf und sagte, dieses Eine würde unsere Last eben nicht sehr vermehren.“

Der edel denkende Kaiser belohnte den Offizier für seine edle Gesinnung und That, indem er ihm für jedes von seinen Kindern, und auch für dies fremde Kind, einen jährlichen Gnadengehalt zu Theil werden ließ.

## 5.

## Joseph's Achtung für den öffentlichen Gottesdienst.

Am 17. Trinitatis-Sonntag 1786 wohnte der Kaiser Joseph II. dem Gottesdienste in der Kirche der Leopoldsvorstadt zu Brüssel bei. Der Oberpfarrer und dessen Amtsgehülfen empfingen den Monarchen in ihrem priesterlichen Ornat an der Kirchthüre und begleiteten denselben durch die große Volksmenge.

Man holte eiligst einen Beschemel für denselben herbei, allein der Kaiser machte keinen Gebrauch davon, sondern nahm mitten unter der Gemeinde im nächsten Stuhle Platz, und Niemand durfte von seinem schon eingenommenen Plage weichen, noch weniger aus demselben verdrängt werden.

Hier hörte der Landesvater unter seinen Kindern mit erbaulicher Aufmerksamkeit auf die Lehren des Predigers, und bezeigte bei dem darauf folgenden Hochamte die reinste Christendemuth, mit wahrer Andacht vereint.

Das anwesende Volk war bis zu Thränen gerührt.

## 6.

## Joseph's dankbare Anerkennung fremder Verdienste.

Als im 7jährigen Kriege ein Theil der preussischen Armee in Böhmen stand und sich in der fürchterlichsten Lage befand, wurde dieselbe durch den Heldenmuth des ehrwürdigen Generals von Schwerin, der, mit einer Fahne in der Hand, vor der Spitze der Krieger kühn den engen Leichenweg hinarzog, gerettet.

Drei Kartätschenkugeln trafen den Helden — er fällt, die Fahne fällt auf ihn. Seine Krieger rächten seinen Tod durch den Sieg über ihren Feind; sein König weint ihm eine Thräne und gesteht, daß ihm in Schwerin ein ganzes Heer gefallen sei.

Als im Dec. 1776 Kaiser Joseph II. nach Böhmen kam, versammelte er einen Theil seiner Truppen in den Gegenden, die durch jene große Schlacht berühmt und von Schwerin's Blute benetzt worden sind. Ein schön belaubter Baum bezeichnet die Stelle, wo der Held hinsank. Der Kaiser ließ die Bataillons um den Baum ein Viereck schließen, trat selbst in dessen Mitte und befahl dem General-Feldmarschall-Lieutenant, Grafen Nugent, eine dreimalige Generalsalve aus dem kleinen Gewehre und der bei sich habenden Artillerie zu commandiren, und dadurch das Gedächtniß des edeln Schwerin zu feiern.

Bei jeder Generalsalve nahm der Monarch zuerst den Hut ab; die Krieger aber folgten tief gerührt seinem Beispiele.

## 7.

Am Abende eines Tages, als Kaiser Joseph II. von Wien nach Italien abreisen wollte, erinnerte er sich, einige Schriften, die er mit sich nehmen wollte, im Augarten oder zu Schönbrunn in seinem Schreibcabinette zurückgelassen zu haben. Er schickte sogleich einen Secretair mit den Schlüsseln dahin ab, um sich dieselben holen zu lassen. Der Secretair kam bestürzt und vor Eile fast außer Athem mit der Anzeige zurück: „Eure Majestät! weder in Schönbrunn noch im Augarten habe ich Schriften gefunden.“ — „So werden sie wohl in Laxenburg liegen“ — antwortete der Kaiser — „gehen Sie also eiligst dahin und bringen Sie mir die Schriften so bald als möglich, ich werde mich nicht eher schlafen legen, als bis ich sie erhalten habe, und wenn ich auch die ganze Nacht hindurch wachen müßte.“ Der Secretair eilte mit dem Schlüssel nach Laxenburg und wollte ohne Weiteres in des Monarchen Cabinet eintreten. — Allein der Wache haltende Hauptmann hielt ihn an und sagte: „Nein, mein Herr, ich habe zwar allen Respect für Sie, aber da hinein lassen darf ich Sie nicht, wenn Sie mir die Dredre nicht schriftlich von dem Monarchen selbst aufweisen können.“ Da

dies der Secretair nicht vermochte, so stellte er dem Hauptmann dringend vor: „daß Se. Majestät auf die darin abzuholenden Schriften warteten und ohne dieselben morgen früh nicht arbeiten könnten.“ Hierauf rief der Hauptmann vier Mann ins Gewehr und öffnete das Zimmer.

Als der Secretair die Schriften gefunden und dieselben zu sich gesteckt hatte, begleitete ihn der Hauptmann, wohlbewacht, zum Kaiser nach Wien. Der Monarch wunderte sich nicht wenig, seinen Secretair in einer solchen Begleitung zurückkommen zu sehen. Der Hauptmann entschuldigte sich mit der Aeußerung: daß er, ohne schriftliche Ordre von Sr. Majestät, in das Verlangen des Secretairs zu willigen, gerechtes Bedenken getragen habe. „Nun“ — sagte der Kaiser — „das ist recht; es ist wahr, ich hatte vergessen, dem Secretair die nöthige Ordre mitzugeben. Sie haben klug gehandelt, und hier nehmen Sie 50 Ducaten als einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrem Betragen.“

## 8.

Zu Wien trug sich im Jahre 1785 folgende Geschichte zu:

Ein armer Schreiber verlor ein Päckchen mit Bankzetteln, und zwar für 4000 Gulden. Da man Mißtrauen in den Schreiber setzte und glaubte, er habe sie entwendet, so wurde er arretirt. Aber in demselben Augenblicke brachte ein Dienstmädchen das verlorne Päckchen in das Gericht.

Man wollte ihr 100 Gulden zur Belohnung geben, die sie aber nicht annahm. Man bot ihr hierauf nur 30 und endlich nur 8 Gulden, aber sie nahm auch diese nicht an und sagte, sie hätte bloß ihre Schuldigkeit gethan und keine Belohnung verdient.

Als der Kaiser Joseph II. diese Begebenheit erfuhr und zugleich hörte, daß dieses Mädchen mit einem Fahnschmied verlobt sei, so überschickte er ihr eine Aussteuer zu ihrer Heirath, welche 300 Ducaten werth war.

## 9.

Joseph wird der Retter seines Reitknechtes.

Kaiser Joseph II. ritt im Winter 1775, nur von einem Reitknechte begleitet, auf ein Dorf unweit Wien. Da sie nicht den ordentlichen Weg ritten, so hatte der Reitknecht das Unglück, in einen großen Schneehaufen zu versinken. Sogleich sprang der erhabene Menschenfreund vom Pferde und versuchte aus allen Kräften, dem Knechte herauszuhelfen. Aber vergebens; der Kaiser sank selbst hinein und konnte sich nur mit Mühe herausheben. Er ritt nun mit aller möglichen Eile nach seinen eignen Wagen, die im Dorfe waren, ließ schnell einige Pferde abspannen und Leute zur Hülfe mitkommen; er ritt voraus, um ihnen den Ort zu zeigen, und der Reitknecht wurde halb todt herausgezogen, aber glücklich wieder hergestellt.

## 10.

Kaiser Franz I. kommt vielen durch die Wassergefahr Bedrängten zu Hülfe.

Bei dem Gange der Eisdecke trat die Donau bei Wien aus den Ufern, und mehrere Einwohner in den Vorstädten Leopoldstadt, Rossau und Weißgärder

geriethen in große Gefahr. Die gewaltigen Eisschollen und die Menge Bau- und Brennholz, welche der Strom herabtrieb, schreckten selbst muthige Schiffer ab, den durch die Wassergefahr Bedrängten zu Hülfe zu kommen.

Da sprang Kaiser Franz I. (gest. 1756) in einen Nachen, ergriff das Ruder und sprach:

„Ich hoffe, daß man mir nachfolgen wird, wenn ich vorangehe. Wer hat Muth, mit mir Menschen zu retten?“

Das Beispiel und der erhabene Zuspruch wirkten. Bald waren Nachen und andere Schiffe mit Schiffen besetzt, welchen es ohne Verunglückung eines Einzigen gelang, die in Wassersnoth Schwebenden zu retten und ihnen Hülfe zu bringen.

## 11.

Der brave österreichische Grenadier.

Als die österreichische Armee nach dem Befreiungskriege im Jahre 1814 aus Frankreich zurückkehrte, wurde ein Grenadier in einer entlegenen Vorstadt Wiens einquartiert. Er kam gerade zu der Zeit ins Haus, als sein hartherziger Wirth einem armen Weber, welcher eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte, das Hausgeräthe pfänden ließ, weil er die Wohnungsmiethen nicht bezahlen konnte. Der arme Weber rang die Hände, die Mutter und Kinder standen schluchzend herum und sprachen den Wirth und die Gerichtspersonen um Mitleid und Schonung an.

Der Grenadier drängte sich hinzu und fragte, was es da gäbe. Der Weber klagte ihm seine Noth. Der Wirth aber schimpfte, daß man bei dem Lumpenvolke nur durch strenge Mittel zu seinem Gelde gelangen könnte.

Der Grenadier warf ihm einen verächtlichen Blick zu und fragte theilnehmend den Weber, wie hoch sich die schuldige Wohnungsmiethen belaufe? Sechzig Gulden, war die Antwort.

„Um dieses Lumpengeldes willen“ — versetzte der Grenadier ganz entrüstet — „preßt ein reicher Hausbesitzer einen armen Familienvater? Das lasse ich nicht geschehen. Hier sind die 60 Gulden, und aller Hausrath bleibt auf seinem Plage stehen!“

Hierauf umklammerten die aus ihrer Angst und Noth Geretteten ihren Wohlthäter und stammelten Worte des herzlichsten Dankes; die Gerichtspersonen drückten ihm voll Achtung und Wohlwollen die Hand, und der Hausherr schlich beschämt davon.

## 12.

Luc. 3, 11.

Ein Geistlicher nicht weit von Wien, der einem Pfarrer als Gehülfe beigegeben war und also nicht viel Einnahme hatte, ging eines Tages im Winter bei strenger Kälte über Feld, um in einem andern Orte den Gottesdienst zu halten. Als er von da wieder zurückging, begegnete ihm bei einem kleinen Wäldchen ein junger Mensch, der vor Kälte zitterte. Er hatte kaum so viel Lumpen am Leibe, daß er sich völlig damit bedecken konnte. Der Geistliche wurde von dem Elende des jungen Menschen gerührt; er zog seinen Geldbeutel heraus und gab ihm das Wenige, was darin war; es waren 16 Kreuzer. Als er ihm dieses Geld gegeben hatte, stand er ein Weilchen still und dachte an die biblischen Worte: „Wer zweien Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat.“ Luc. 3, 11.

Als er ihm dieses Geld gegeben hatte, sagte er:

„Junger Freund! diese 16 Kreuzer werden Ihn schlecht vor der Kälte schützen. Komme Er mit!“ Er führte ihn ein wenig weiter in den Wald und dann sagte er: „Hier sieht uns Niemand, da werfe Er seine Lumpen von sich; ich habe mich winterhaft angezogen und Alles, was ich doppelt an meinem Leibe habe, will ich redlich mit Ihn theilen.“

Beide zogen sich nun aus. Der Geistliche hatte 2 Hemden an, 2 Westen, 2 Paar Beinkleider und über dem Priestertragen ein seidenes Tuch. Von jedem dieser Stücke gab er ihm eins, und zwar dasjenige, das er oben trug, folglich das bessere. Nun wickelte er sich in seinen Ueberrock und ging eilends nach Hause, ohne den armen Menschen zu fragen, wer oder woher er sei?

Der Arme weinte vor Freuden und segnete tausend Mal seinen Wohlthäter. Und wer war dieser halbnackende Mensch? Es war ein polnischer Jude, der hernach zu Wien diese ganze Geschichte erzählte.

## 13.

## Gerechtigkeitsliebe.

Maria Theresia \*)

rief einst einen Kapuziner, der in einem vorzüglichen Rufe der Frömmigkeit und Tugend stand, in ihr Cabinet, um sich, wie sie öfters zu thun pflegte, mit ihm zu erbauen. Die Unterredung leitete den braven Vater auf das Unglück, worein mancher rechtschaffene Mann gerathe, ein Opfer der Unterdrückung, der Kabale und der Bosheit zu sein, und er nannte hierbei den Namen eines Fremden, welcher sich zu Wien in einer für ihn wichtigen, aber sehr verwickelten Angelegenheit aufhielt.

Im Innersten erschüttert, warf sich die fromme Fürstin auf die Knie und sagte zu dem Vater: „Helfen Sie mir der Vorsicht Dank bringen, daß ich auf den Gedanken kam, heute mich mit Ihnen zu besprechen! Ich war im Begriffe, eine Handlung zu begehen, die mich sehr gereut haben würde; Sie erretteten mich davon. Der Fremde, von dem Sie eben sprachen, sollte nach den Vorstellungen, die man mir von ihm gemacht hat, heute noch aus Wien verwiesen werden.“

Diesen Worten folgte auf der Stelle ein Befehl, die Sache des Mannes unparteiisch zu untersuchen, und noch an demselben Tage wurde er aus dem Arreste, worin er war, befreit und von der Kaiserin reichlich beschenkt.

## 14.

## Redlichkeit, Gewissenhaftigkeit.

Ein sehr bejahrter, schwacher Silberarbeiter in Wien war ganz verarmt, und erhielt aus dem Armeninstitute so viel, daß er nicht hungern durfte.

Im Jahre 1785 wurde ihm unvermuthet eine bedeutende Schuld bezahlt, die er schon längst für verloren gehalten hatte. Sogleich ging er zum Amtsvorsteher und sagte: „Ich kann für die Zukunft kein Almosen mehr annehmen; Gott half mir zur Erlangung einer Schuld, die ich für verloren gehalten hatte, und die mich nun in den Stand setzt, als ein ehrlicher und genügsamer Mann meine übrigen wenigen Lebenstage ohne Sorgen zuzubringen. Ich habe nun schon genug

\*) Kaiserin und Königin, geb. 1717, Mutter der römisch-deutschen Kaiser Joseph II. und Leopold II. Sie trat die Regierung der österreichischen Erblande an 1740, führte mit König Friedrich II. von Preußen den bekannten 7jährigen Krieg, von 1756—1763, und starb, nachdem sie viele neue politische Einrichtungen getroffen und mit edler Menschenliebe reagiert hatte, im J. 1780.

Unterhalt aus der Armenkasse erhalten und wünsche, daß ein Armer künftig diese Wohlthat genießen möge. Ich bitte Sie daher, mein Herr, nehmen Sie dies zur Unterstützung eines Dürftigeren an, als ich nun bin (hier überreichte er dem Vorleser einen Beutel mit Geld). Sollten meiner übrigen Tage nur wenige sein, so soll mein übriges Geld dem wohlthätigen Institute auch zufallen. Indes danke ich Ihnen und jedem guten Herzen für die in meinem grauen Alter mir bisher zugetheilte Unterstützung. Gott belohne Sie dafür!“

## 15.

## Leutfeligkeit.

Als die Kaiserin Maria Theresia sich in ihrem Lustschlosse zu Laxenburg aufhielt, erhielt sie eine Botschaft von einer 108jährigen Frau, welche mehrere Jahre hindurch sich am grünen Donnerstage eingefunden hatte, um ihre Fürstin zu sehen. Seit 2 Jahren aber hatte ihre Schwächlichkeit sie verhindert, im Schlosse zu erscheinen. Sie ließ also der Kaiserin sagen, es thue ihr außerordentlich leid, daß sie nicht die Ehre und Freude haben könnte, die geliebte Fürstin zu sehen. Die Fürstin, welche durch die Gefinnung dieser guten alten Frau gerührt wurde, begab sich selbst nach dem Dorfe, wo sie wohnte, und scheute sich nicht, in die elende Hütte zu gehen. „Es thut Euch also leid“, — redete die edle Kaiserin die gute Alte an — „daß Ich mich nicht gesehen habt? Tröstet Euch, meine Liebe! Ich komme jetzt, um Euch zu besuchen.“ Sie wurde durch die Lage und die Blicke der alten Frau sehr gerührt, welche nur darüber seufzte, daß sie nicht von ihrem Bette aufstehen konnte, um ihr zu Füßen zu fallen. Die Fürstin unterhielt sich eine Zeit lang mit ihr, und ließ bei ihrem Abschiede eine Summe Geldes zurück, um ihr die nöthigen Bequemlichkeiten zu verschaffen.

## 16.

## Der Menschenretter Johann Siebrich.

Ein gemeiner Soldat vom kaiserlich österreichischen Infanterieregiment Kinsky, welches zu Theresienstadt in Böhmen in Garnison war, lag im Juli 1788 im Militärhospitale am hitzigen Fieber krank. Im Anfalle der Fieberhitze entsprang er aus dem Krankenzimmer auf den Abtritt und stürzte in denselben hinab. Ein Mann, welcher gerade anwesend war und dies Unglück sah, machte dem Aufseher des Krankensaales Anzeige; dieser war aber pflichtvergessen genug, mit Ausübung seiner Menschenpflicht zu zögern.

Ganz anders aber verhielt sich der verehrungswürdige Garnisonprediger Johann Siebrich, welcher schon durch mehrere ebenso muthige als menschenfreundliche Thaten sich ausgezeichnet und insbesondere wegen seines Betragens in einer großen Wassersnoth ein kaiserliches Belobungsschreiben erhalten hatte. Dieser war eben im Begriff, auf ein Hochzeitmahl zu gehen, zu dem er geladen war, als er von dem geschehenen Unglücke Nachricht bekam. Da vergaß er das Hochzeitmahl; er entkleidete sich, nahm eine Laterne und kroch in den Hauptkanal des Kloacks hinein. Erst nachdem er 4 Seitenkanäle durchsucht hatte, war er so glücklich, den Kranken, tief im abscheulichsten Moraste liegend, zu finden. Er schleppte ihn fort bis zu einer Oeffnung, an der schon Volk und Aerzte warteten, die ihn übernahmen; und nach einiger Zeit war der Kranke gänzlich wiederhergestellt.

# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 3.

## Einzelne Züge aus der französischen Geschichte.

1.

### Der christliche Kriegsheld Heinrich IV.

Als Heinrich IV. den ererbigten Thron von Frankreich besteigen wollte, sah er sich in der traurigen Nothwendigkeit, solches mit der Gewalt der Waffen zu thun, indem die Ligue ihn, als einen protestantischen Fürsten, durchaus nicht als König anerkennen wollte. In dem Kriege, den er deshalb führen mußte, kam es am 14. März 1590 zu der berühmten Schlacht bei Jvry.

Der König hatte nur 10,000 Soldaten, das Heer der Ligue hingegen zählte 16—17,000 Mann. Als er das feindliche Heer erblickte, rührte ihn der Gedanke, daß so viel tausend Menschen, meist von einer Nation und alle seine Unterthanen, im Begriffe ständen, sich bloß seinetwegen das Leben zu nehmen.

Er seufzte daher zu Gott, und nach dem öffentlichen Gebete, welches der reformirte Prediger verrichtete, brach er selbst laut in folgende Worte aus: „O Herr, der du mein Herz und das Herz meiner Feinde bis auf den Grund durchschauest, und der du alle Begebenheiten und alle Dinge in der Welt nach heiligen und weisen Zwecken leitest, wenn du siehst, daß meine Regierung deinen Ruhm und das Wohl deines Volkes befördern werde, wenn du weißt, daß ich keinen andern Ehrgeiz habe, als zu der Ehre deines heiligen Namens und zum Besten dieses Staates Etwas beizutragen, so begünstige, o großer Gott! die Gerechtigkeit meiner Waffen, bringe jetzt alle Anführer dahin, daß sie Denjenigen anerkennen, den ihnen deine heiligen Beschlüsse und die rechtmäßige Reichsfolge zum Landesherrn setzen. Wenn es dir aber gefallen hat, es anders zu ordnen, oder wenn du siehst, daß ich von der Zahl derjenigen Könige sein sollte, die du in deinem Zorne gibst, so nimm mir nebst der Krone das Leben. Laß es geschehen, daß ich heute das Opfer deines heiligen Willens werde!“

Dies Gebet munterte sein Heer dergestalt auf, daß es mit dem größten Eifer ausrief: „Es lebe der König!“ Nachdem er seinen Helm aufgesetzt hatte, auf welchem ein Busch von drei weißen Federn in die Höhe ragte, so redete er die Schwadron, welche er selbst anführte, mit folgenden Worten an: „Meine Gefährten! wenn Ihr heute Euer Leben für mich wagt, so wage ich auch das meinige für Euch; ich will entweder siegen oder mit Euch sterben. Ich bitte Euch, behauptet Eure Stellung tapfer, und wenn die Hige des Gefechtes macht, daß Ihr sie verlaßt, so vereinigt Euch geschwind wieder; denn davon hängt der glückliche Erfolg der Schlacht ab. Euer Vereinigungspunkt sei der Platz zwischen den drei Bäumen, welche Ihr hier oben zur rechten Hand sehet, und wenn Ihr Eure Fahnen und Standarten verlieren solltet, so verliert nur meinen weißen Federbusch nicht aus dem Gesichte,

ihr werdet ihn beständig auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden!“

Mit diesen christlichen Gesinnungen ging Heinrich seinen Feinden entgegen, und sein Sieg war der vollkommenste.

2.

### Der bis zum Tode treue Chapuis von Maubourg.

Chapuis von Maubourg, ein Edelmann, der unter die berühmtesten Artillerieoffiziere von Europa gerechnet wurde, fiel in die Gewalt der Conventscommissarien zu Paris.

Sie boten ihm das Leben an, wenn er in der Armee des Convents dienen wollte; sie wiederholten ihm diese Anerbietung in dem Augenblicke, als man ihm schon die Augen verband, um ihn zu erschließen. „Nein“, antwortete er, „ich habe für meinen Gott und meinen König gekämpft und kann auch nur für sie kämpfen.“ Ruhig erlitt er den Tod.

3.

### Heinrich Gyon weicht sich der leidenden Menschheit als freiwilliges Opfer.

Vor etwa 150 Jahren wüthete zu Marseille die Pest in einem sehr hohen Grade. Die Ärzte waren auf dem Rathhause versammelt, um ein Mittel zu entdecken, wodurch der Seuche Einhalt gethan werden könnte. Alle stimmten darin überein, daß diese Krankheit einen eigenthümlichen verborgenen Charakter habe, den nur die Section eines daran Verstorbenen enthüllen dürfte. Aber ebenso augenscheinlich stand die riesige Gefahr des Lebens für Den da, der sie vollbringen würde. Todtenstille folgte auf diese Entscheidung.

Da stand ein Wundarzt, Namens Heinrich Gyon, ein kraftvoller Mann in der Blüthe seines Lebens, berühmt durch seine Kenntnisse und wohlthätigen Handlungen, plötzlich auf und sagte entschlossen: „Sei es so! ich weihe mich für die Rettung meiner Vaterstadt, und schwöre vor dieser Versammlung im Namen der Menschheit und Religion, daß ich morgen mit dem Anbruche des Tages einen an der Pest Verstorbenen seciren und was ich finde, während der Operation niederschreiben will. Augenblicklich verließ er die Versammlung. Man bewunderte, beklagte, zweifelte aber auch noch. Aber Gyon führte es aus. Er war unverheirathet, reich, machte sein Testament, worin er mit reichlichen Legaten viele milde Stiftungen bedachte, beichtete, communicirte, versah sich mit einem Crucifix und Schreibzeug und fing an, einen an der Pest Verstorbenen zu seciren. Sorgfältig schrieb er seine Forschungspunkte auf's Papier, tauchte es in Essig, begab sich in ein Pestkrankenhaus und starb, nach 12 Stunden, des edelsten Todes, an dem je ein Sterblicher hienieden vollendete.

## 4.

## Wahre Weisheit.

Ludwig, Herzog von Orleans, der im Jahre 1752 starb, sagte einst: „Ich habe aus eigener Erfahrung erkannt, daß irdische Vergnügungen und die Größe und Herrlichkeit dieser Welt allezeit eine große Leere im Herzen nach sich lassen, und immer unendlich geringer sind, als die Einbildung sie sich vorgestellt hatte; daß man im Gegentheil in der Gottesfurcht und in der Religion eine Glückseligkeit und ein Vergnügen finde, davon man sich vorher keinen Begriff hat machen können.“

„Ich hinterlasse einen Sohn“ (den Herzog von Chartres), sprach er in seinen letzten Augenblicken zu dessen Hofmeister, „den ich nun Gott empfehle, mit der Bitte, daß seine natürlichen Tugenden christliche Tugenden werden; daß so viele Eigenschaften, die ihn liebenswürdig machen, zu seiner Seligkeit nützlich sein mögen, und daß seine Liebe für den König und für mich ein Zweig der unsterblichen Liebe werde, die uns zu Auserwählten macht.“

## 5.

## Treu bis in den Tod.

Die Gattin des Lepinai, eines Generals, saß zu Nantes in Frankreich nebst einem jungen Mädchen im Gefängnisse, das bei ihr in Diensten war, und sich aus Liebe und Treue zu ihrer Herrschaft mit derselben hatte einkerkern lassen.

Eines Morgens kamen Soldaten in das Gefängniß, um die Gefangene abzuholen, die zum Tode bestimmt war. Man rief den Namen der Generalin Lepinai; das Mädchen hörte den theuern Namen und zitterte. Die Generalin aber hatte sich einen Augenblick wegen Unpäßlichkeit niedergelegt. Das Mädchen wußte, daß ihrer Herrschaft der Tod geschworen sei, und doch wollte sie dieselbe so gern retten. Sie faßte also Muth, trat statt derselben hervor und gab sich für die Generalin aus; sie wurde ergriffen, fortgeführt und starb für sie und unter ihrem Namen in den Fluthen der Loire, in welche sie gestürzt wurde.

## 6.

## Die großmüthige Marquisin.

Ein sonst sehr geschickter Chirurgus in Paris war so unglücklich, daß er der Marquisin von Villacerf eine Schlagader entzwei schnitt. Da der Brand dazu schlug, so mußte er den Arm abnehmen. Allein auch diese Operation lief unglücklich ab. Eine andere Person würde in diesen Umständen vielleicht auf den Wundarzt gezürnt haben, nur die sterbende Marquisin von Villacerf nicht. Sie war eine Christin und ließ in der reinsten Besinnung in ihr Testament folgende Worte setzen:

„Ich vermache dem unglücklichen Wundarzte auf Lebenslang einen Jahragehalt, weil ich vorhersehe, daß der arme Mann von nun an alle Kundschaft und folglich auch seinen Unterhalt verlieren wird.“

## 7.

Das Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.

Der berühmte d'Aubigné, Freund König Heinrichs IV. von Frankreich, wurde in seiner Jugend, nach dem Tode seines Vaters, in ein Collegium nach Genf

gethan, wo es ihm aber so wenig gefiel, daß er noch vor Ablauf des zweiten Jahres, ohne Vorwissen seiner Verwandten, nach Lyon ging, wo er sich, außer andern Wissenschaften, besonders der Mathematik ergab. Allein er war nicht lange da, so mangelte es ihm an Gelde, und da ihm seine Hauswirthin gedroht hatte, ihn aus dem Hause zu jagen, wenn er seine Schuld nicht bezahlte, so zog er sich diese Drohung und seinen Mangel so sehr zu Herzen, daß er sich nicht unterstand, nach Hause zu gehen, sondern, in die äußerste Traurigkeit versunken, einen ganzen Tag lang nichts aß. In diesem traurigen Zustande dachte er nach, wo er übernachten wollte, und kam unterdessen mitten auf die Brücke über der Saone. Er neigte seinen Kopf über das Geländer der Brücke, und indem seine Thränen in den Strom fielen, fühlte er sich auf einmal von einem gewaltigen Verlangen ergriffen, sich hinabzustürzen, um auf ein Mal allen seinen Nothen ein Ende zu machen. Aber doch hatte ihm seine gute Erziehung so viel Ehrfurcht gegen Gott eingesößt, daß er dachte, er wolle lieber beten, daß ihm Gott in seiner Noth beistehen möge. Er that es, und kaum hatte er so von ganzem Herzen gebetet und seine Augen nach dem Ende der Brücke gewendet, so erblickte er einen Bedienten zu Pferde mit einem rothen Felleisen, und etnige Augenblicke hernach den Herrn desselben, den er sogleich für den Herrn von Chilland, seinen Vetter, erkannte. Dieser reiste auf Befehl des Admirals von Chatillon nach Deutschland, brachte ihm Geld mit und riß ihn so aus seiner Verzweiflung.

## 8.

## Der wahre Menschenfreund d'Apchon.

Im Jahre 1781 entstand zu Auch, im ehemaligen Gaskonien in Frankreich, eine Feuersbrunst. Der Erzbischof d'Apchon eilte herbei, um durch seine Gegenwart die Lösungsanstalten zu beschleunigen. In einem brennenden Hause waren zwei Kinder vergessen worden. Die Mutter schrie um Hülfe. Der Erzbischof bot Dem, welcher die Kinder retten würde, eine Belohnung von 3000 Livres, eine jährliche Rente von 1200 Livres; aber vergebens! Niemand wagte sich in das den Einsturz drohende Haus.

„So will ich die Kinder selbst retten!“ — sprach der edle Mann — zieht sein bischöfliches Gewand aus, steigt über die Leiter in das brennende Haus, verschwindet in Rauch und Flammen und bringt nach einer Weile die Kinder glücklich heraus. Die Mutter der geretteten Kleinen warf sich dem Retter zu Füßen, und hinter beiden stürzte das Haus zusammen.

Der edle Menschenfreund, der nicht halb helfen wollte, gibt der Mutter und den Kindern die vorhin angebotene Rente, die Niemand sich zu verdienen gewagt hatte.

## 9.

## Der gern erfreuende Ludwig der Fülfte, König von Frankreich.

Derselbe war eben in seinem Gebete begriffen, als ihn ein armer Schreiber anredete und ihm vorstellte, daß er wegen einer Schuld von 1500 Livres schon lange im Gefängniß geschmachtet hätte, und jetzt wegen dieser Schuld, die er zu bezahlen nicht im Stande sei, wieder festgesetzt werden sollte.

Der König erfreute hierauf den Unglücklichen mit folgenden Worten: „Du hast Deine Zeit gut wahrgenommen, mein Freund! ich muß wohl Erbarmen mit Dir haben, weil ich so eben Gott anrief, sich meiner

zu erbarmen;" — und der König bezahlte hierauf die ganze Schuld.

## 10.

Die edel denkende Obsthändlerin  
Meuthe zu Paris.

Dieselbe näherte sich mit ihren zehn Kindern von einem kleinen Obsthandel und von dem geringen Verdienste ihres 62jährigen Mannes.

Sie hatte eine ledige Schwester, die ihr gar nicht gut war, weil sie ihr öfters wegen ihres anstößigen Lebenswandels Bernahnungen gab. Diese Schwester starb und hinterließ einen 5jährigen Knaben und ein Vermögen von beinahe 18,000 Gulden. Sie hatte aber in ihrem Testamente ihr ganzes Vermögen einer wohlhabenden Bäckerin vermacht.

Als Meuthe dies erfuhr, schmerzte es ihr nur, daß das Kind ihrer Schwester nichts erben sollte. Sie befragte also einen Advocaten, ob es nicht möglich wäre, das ungerechte Testament umzustossen. Dieser versicherte aber, daß dies Niemand zu thun im Stande sei.

„Nun gut“ — sprach die edel denkende Meuthe, indem sie das Kind ihrer Schwester in ihre Arme nahm und es an sich drückte — „die sen Nachlaß meiner Schwester soll mir Niemand streitig machen; ich nehme also das Kind zu mir; denn ich weiß, daß die Bäckerin es schlecht verpflegen oder, um seiner los zu werden, es bald in das Hospital schicken wird.“ Hierauf stellte ihr der Advocat vor, daß es ihr schwer fallen würde, bei der Menge ihrer eignen Kinder auch noch dieses zu ernähren.

„Aber“ — erwiderte Meuthe — „es ist ja nicht seine Schuld, daß es auf die Welt gekommen ist, und es will ja auch leben; und wer wird sich seiner annehmen, wenn ich nicht ein Werk der Barmherzigkeit an ihm thue? Gott wird schon helfen.“

Hierauf nahm sie den Knaben mit nach Hause und erzog ihn ebenso wie ihre Kinder.

## 11.

## Der echte und wahre Freund Mornay.

Der große französische Staatsminister Mornay war es, welcher die Vorschrift des heil. Apostels Paulus: „Ermahnet Euch unter einander und bauet Einer den Andern“, mit vorzüglicher Sorgfalt befolgte.

Unter andern bewies er dies gegen den gelehrten und sehr erfahrenen Staatsmann Arnold Ferrière, den er zu Venedig hatte kennen lernen.

Nach Verlauf mehrerer Jahre traf er denselben zu Paris an, und da er von ihm hörte, daß er schon 76 Jahre alt wäre, so brach er mit großer Bewegung seines Herzens in die Worte aus:

„Und es sollte nicht Zeit sein, Ihrem Gewissen Gehör zu geben, sich des guten Vorsages zu erinnern, der ehemals zu Venedig gefaßt worden, der Überzeugung des Gemüths Folge zu leisten und die längst erkannte, aber auch so lange verhehlte Wahrheit öffentlich zu bekennen?“

Diese zärtliche Ermahnung rührte den abgelebten Greis dergestalt, daß er sich von der Stunde an dazu entschloß und eine bessere Sinnesart annahm, worüber Mornay sich demmaßen freute, daß er den König dahin vermochte, die ihm selbst zugedachte Würde eines Kanzlers Jenem, seinem bekehrten Freunde, zu ertheilen.

Um eben diese Zeit schrieb dieser vortreffliche Mann an den Kanzler der Königin von Navarra, Guido du Four, um ihn zu einer wahren Bekehrung zu erwecken,

unter andern folgendermaßen: „Es ist wahrlich hohe Zeit, ohne Verzug der Welt zu entsagen! — Vergeben Sie mir, wenn die Freundschaft, die ich zu Ihnen hege, die Ihnen schuldicke Ehrerbietung etwa überwindet und mir diese Worte abnöthigt! Die Menschen sind unsterbliche Seelen! Derjenige, dessen Freundschaft nicht so viel vermag, liebt nicht einmal halb; ja ich muß noch mehr sagen, der liebt gar nicht.“

## 12.

## Das fromme Mädchen.

Im December 1776 ging zu Paris eine Heirath auf eine merkwürdige Art zurück. Der Bräutigam war den Abend vor der Hochzeit bei seiner Braut; er schwätzte und scherzte viel, und in dem Bemühen, Alles um sich her heiter zu machen, kamen seine Scherze sogar auf die Religion. Die Braut verwies es ihm lieblich, er aber verwies ihr den Verweis mit dem Tone des Weltmannes, der nicht so kleinstädtisch scheinen will, um auf Gott und Religion zu achten.

Das liebe Mädchen erschrock, faßte sich aber sogleich und sagte: „Nun von diesem Augenblicke an, da ich merke, daß Ihnen die Religion nicht heilig ist, bin ich nicht mehr die Ihrige; wer Gott nicht liebt, kann seine Frau nicht lieben!“ Und dabei blieb sie standhaft; umsonst nahm der Bräutigam die Larve der Heuchelei, wodurch er in ihren Augen nur noch schlechter wurde; umsonst redeten die Aelteren der Braut zu; das fromme Mädchen blieb bei ihrem Entschlusse, und die Obrigkeit selbst mußte ihre Grundsätze billigen.

## 13.

Rechtshaffenheit des Advocaten  
Paultier zu Paris.

Paultier, ein Advocat zu Paris, war seiner Rechtshaffenheit wegen sehr berühmt und geachtet. Ein Zimmermeister schätzte ihn deshalb so sehr, daß er ihn zum Erben seines Vermögens, welches 60,000 Thaler betrug, einsetzte, und gab dadurch ein Beispiel, daß man die Redlichen ehren müsse.

Da aber der Zimmermeister viele arme Verwandte hatte, so nahm Paultier die Erbschaft nicht an, damit diese ihrem Elende entrisen werden möchten. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris ehrte diese Handlung öffentlich und erkannte Paultier den Preis von 320 Thalern zu, den sie jährlich auf diese schöne Gesinnung und Handlung setzte. Paultier freute sich dieser Ehre mit der größten Bescheidenheit.

Und diese Bescheidenheit bei der ihm zu Theil gewordenen Ehre bewies er dadurch, daß er wünschte, das ihm bestimmte Geld möchte einem andern Tugendhaften gegeben werden, der es noch mehr verdiente als er.

Er gab Gelegenheit, daß es einem Thüchhüter gegeben wurde, der einen Freund in einer zweimaligen Krankheit mit Pflege, Arznei und Geld versorgte.

## 14.

Edle Vorsätze des französischen  
Gesandten Chanut.

Chanut, der sich als französischer Gesandter in Schweden wahren Ruhm erworben hat, war jung, reich, geschickt und überall geschätzt. Er hatte Mittel und Gelegenheiten genug, sich das Leben so angenehm zu machen, als sich's Mancher unter diesen Umständen gemacht haben würde.

Aber in seinem frühen munteren Lebensalter dachte er gesetzt wie ein Greis und handelte wie ein fester Mann nach Grundsätzen ernster Gottesfurcht und Tugend. Kaum 30 Jahre alt, schrieb er sich unter andern folgende Regeln vor und übte sie auch aufs Strengste und Gewissenhafteste aus:

„Nachdem ich lange hin und her gedacht, was der Inhalt des Bündnisses mit mir selbst sein müsse und was ich mir für Lebensregeln vorschreiben wolle, so bin ich auf Gottes Lenkung entschlossen, durch meine ganze Lebenszeit folgende Regeln in Acht zu nehmen:

1. Ich will Gott wahrhaftig und aus keiner irdischen Absicht, sondern, wie er es verlangt, über Alles lieben.

2. Jesum Christum will ich frei bekennen und ihn als meinen Heiland ehren.

3. Ein heiliges Leben will ich für das höchste Gut halten, eifrig darnach streben und alle meine Betrachtungen auf Gott und seine Liebe richten.

4. Ich will mich bemühen, daß meine Seele und mein Gemüth die Herrschaft über den Leib erlangen und daß er ihnen zu Gebote stehen müsse.

5. Ich will die Begierden meiner Sinne mit solchen Dingen erfüllen, die zu meiner Seligkeit gehören.

6. Ich will Geld und Gut weder zu sehr lieben, noch zu sehr verachten. Was mir meine Altern hinterlassen, will ich wohl zu Rathe halten und es durch gute Wirtschaft vermehren.

7. Ich will nicht begierig nach großer Ehre streben, und falls sie mir erzeigt würde, will ich sie nur in so weit annehmen, als es billig ist.

8. Sollte sich's fügen, daß mir ein Amt oder sonst ein anderes Geschäft anvertraut würde, so will ich mich, so viel als möglich ist, eifrig in demselben bezeigen, daß es mir wohl von statten gehe; wo nicht, so will ich doch meine Zeit nicht unnützlich, nicht zur Lustbarkeit und zum Zeitverderb anwenden, sondern ich will zusehen, daß ich unterdessen etwas Gutes vornehmen könne.

9. Ich will meinen Leib halten, wie ein guter Hausvater eines von den Seinigen hält; ihn nicht verzärteln, sondern durch Arbeit abhärten; will ihn zur Mäßigkeit und überhaupt so gewöhnen, daß er sich dem Gemüthe nicht widersetzen kann.

Nun bitte ich den allmächtigen und gütigen Gott, daß er durch seine Gnade diese Gedanken, die er mir eingegeben, mein Lebenlang wolle beobachten helfen, und mich nimmermehr davon weichen lassen.“

## 15.

## Der väterlich gesinnte König Ludwig der Zwölfte.

Als man Ludwig dem Zwölften, der den Zunamen des Gerechten und Vaters des französischen Volkes trägt, anrieth, die waldensischen Ketzer auszurotten, welche (unter dem Könige Philipp August) vom Papste Alexander III. auf der lateranischen Kirchenversammlung schon im Jahre 1197 waren verdammt worden, so sprach dieser Vater des Volkes: „Nein, ich bin der König aller meiner Unterthanen — zu diesen gehören auch die Waldenser. Ich werde niemals zugeben, daß man ihnen die geringste Gewalt anthue.“

## 16.

## Wahres Ehrgefühl des Marquis Renty.

Der französische Staatsrath, Marquis Renty, war das Muster eines wahren Christen, der in allen Fällen nach den edelsten Grundsätzen handelte.

Von seiner Tapferkeit gab er schon als Jüngling im 30jährigen Kriege Beweise. Schon damals dachte und handelte er als ein wahrer Christ, der die Lehre Jesu den Regeln der Welt vorzog. Dies bewies er unter andern, als er einst zu einem Zweikampfe herausgefodert wurde. Er gab Dem, der ihn herausforderte, die sehr weise Antwort: „Mein Herr! ich bin noch jung und habe mich fest entschlossen, meine Kräfte wider die Feinde des Vaterlandes zu sparen und sie keineswegs in einer Prügelei dahin zu geben. Ich gebe Ihnen also diese Karte, durch welche sie mich herausfordern, aus Gehorsam gegen Gott und den König, der das Duelliren so scharf verboten hat, wieder zurück. Sobald ich aber von meinem Obersten Befehl erhalte, mein Blut und Leben in einer Schlacht für das Wohl des Vaterlandes zu wagen, so werde ich der Gefahr und selbst meinem Tode mit Freuden entgegen eilen.“

## 17.

## Der gottesfürchtige Mornay.

Mornay, Minister beim Könige Heinrich dem Vierten von Frankreich, war auf seinen Reisen, die er als blühender Jüngling zur Vermehrung seiner Kenntnisse unternahm, mehrmals großen Gefahren der Tugend ausgesetzt, besonders zu Venedig und Rom; allein er wappnete sich, nach seiner eignen öftern Versicherung, mit der Furcht Gottes, als mit einem Schilde, damit er nicht in die Lüste der Jugend verfallen und dadurch seinen Reisegefährten ein Urogeniß geben oder nachtheilige Gedanken von seiner Religion erwecken möchte. In dieser schönen Absicht ergab er sich einer steten Thätigkeit, eines der heilsamsten Verwahrungsmittel wider die Zerstreuung des Lebens. Er setzte Betrachtungen über theologische und politische Materien auf, und seine angenehmste Lecture war die heilige Schrift; um aber dieselbe in den Grundsprachen zu lesen, so hielt er sich zu Padua einen Rabbinen. Sogar bei seinem Spaziergange war er nicht unbeschäftigt, sondern übte sich in der Botanik. — Den Zweck seines Lebens hatte er stets vor Augen, und dessen Erreichung war der größte seiner Wünsche. Gott war deshalb auch mit ihm; er ließ ihn wohl gerathen und errettete ihn aus allen Gefahren.

In seinem 23. Jahre verfaßte er sehr gelehrte Aufsätze, die ihm große Hochachtung erwarben. Er äußerte Kenntnisse, die von den größten Männern und sogar von Karl dem Neunten bewundert wurden.

Auf diesem rühmlichen Wege wandelte er durch sein ganzes Leben und war glücklich in seinem Leben und Tode.

## 18.

## Wahrhaftigkeit.

Der Herzog von Bourgogne, Enkel Ludwigs XV., war schon als Kind ein Feind der Schmeichler. Einst fragte man ihn, wen von seinen Kammerdienern er am Meisten liebe? „Denjenigen“ — gab er zur Antwort — „welcher mich nicht schont, sondern mir's frei heraus sagt, wenn ich Etwas thue, was nicht recht ist, damit ich mich bessere.“



# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 4.

Einzelne Züge  
aus der Deutschen, namentlich aus  
der sächsischen Geschichte.

## Die Deutschen.

Die Deutschen sind von den ältesten Zeiten her wegen ihrer Aufrichtigkeit und Redlichkeit berühmt und geachtet. Zwei Fürsten der Friesen, welche einen Stamm der deutschen Nation ausmachen, kamen einst nach Rom, um den Kaiser Nero um die Erlaubniß zu bitten, daß ihre Landsleute in den von ihnen urbar gemachten Bezirken jenseit des Rheines sich häuslich niederlassen dürften. Man führte sie daselbst unter andern in einen der größten Schaupläze, damit sie sich von der Menge des römischen Volkes einen Begriff machen könnten. Hier erblickten sie einige Ausländer auf den Sitzen der Senatoren. Als sie auf ihr Befragen, wer diese wären, erfuhren, man erweise diese Ehre den Abgesandten solcher Nationen, welche sich durch Tapferkeit und Treue gegen die Römer hervorgethan hätten, riefen sie sogleich aus: „Kein Volk übertrifft die Deutschen an Tapferkeit oder Treue!“ Hierauf mußten sich die beiden Fürsten mit unter die Senatoren setzen.

Im Jahre 1566 ward Deutschland von den Türken unter Sultan Soliman II. hart bedrängt; das christliche Heer war geschlagen und zerstreut. Nicolaus Graf von Trini warf sich mit dreithalbttausend Reitern in die starke ungarische Festung Sigeth. Ihm folgten aber 100,000 Türken und boten ihm einen freien Abzug an, wenn er die Festung übergäbe. Der Graf wies aber einen so schimpflichen Antrag mit Verachtung zurück, und erklärte seinen Kriegern den Entschluß, bis auf den letzten Mann für den heiligen Glauben zu kämpfen und sich unter den Trümmern der Festung begraben zu lassen. Hierauf schwuren sie, die tapfern Krieger, ihm einen theuern Eid, mit ihm unerschütterlich zu verharren in dem entscheidenden Kampfe und ihr Gelübde zu besiegeln mit dem Tode. Als der Feind den grimmen Widerstand der kleinen Heldenschaar wahrnahm, drohte er dem Grafen mit dem Tode seines in die Gefangenschaft gerathenen Sohnes. Trini zerriß den Brief, lud ihn in die Flinte und schoss ihn zurück in das feindliche Lager. Der immer gewaltiger herandringenden Menge muß endlich die kleine Schaar weichen. Die Türken dringen in die Stadt, die Tapfern stellen ihnen eine eiserne Brust entgegen, weichen kämpfend zurück bis in das obere Schloß und bezeichnen ihren Weg mit den Leichnamen der Erschlagenen. Nur 300 der Getreuen waren noch übrig. „Wir weihen uns dem Tode“ — ruft der heldenmüthige Graf — „und sterben im Namen Jesu, für das liebe Vaterland und unsern heiligen Glauben! Dir, Allmächtiger, empfehlen wir die scheidende Seele!“ Mit diesen Worten stürzt der tapfere Graf durch das

geöffnete Thor hin in die dichten Haufen der Feinde, die Fahne in der einen, das Schwert in der andern Hand. Die Feinde weichen zurück vor den Anblick des Tapfersten. Dann aber stürzen sie von allen Seiten auf die Gott geweihte Schaar, und einer der Brüder sinkt nach dem andern unter dem Geschoße und Schwerte der Feinde, bis der edle Trini mit dem letzten seiner Heldenschaar unter der blutigen Menge fällt.

## Aus der sächsischen Geschichte.

Daß Sachsen die Wiege der deutschen Kultur sei, bezeugt die Geschichte; und daß der Sachse bis jetzt immer gestrebt habe, durch Bildung sich auszuzeichnen, daß er der Redlichkeit und dem Fleiße, der Kunst und Wissenschaft, dem Fürsten und dem Vaterlande mit ganzer Seele huldige, ist das Urtheil der meisten Fremden, ist das Urtheil der Geschichte.

## Unterthanentreue und Liebe.

Als der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Sanftmüthige, wegen der Ländervertheilung mit seinem Bruder Wilhelm, Herzog von Weimar, in einen unangenehmen Zwist verwickelt war, bemächtigte er sich der Stadt Freiberg, die seinem Bruder Wilhelm gehörte, und ließ alsbald den Stadtrath zu sich auf den Marktplatz entbieten, mit der Aufforderung, daß man ihm, dem Kurfürsten, auf der Stelle huldige, und dann eine gewisse Anzahl junger Mannschaft gegen den Herzog Wilhelm stellen solle. Diese Forderung, welche durch einen dreimaligen Aufruf bekannt gemacht wurde, verursachte in der ganzen Stadt eine allgemeine Bestürzung, und die Magistratspersonen versammelten sich auf dem Rathhause und faßten nach gehaltener Berathschlagung den großmüthigen Entschluß, dem Herzog Wilhelm, als ihrem Herrn, treu zu bleiben. Dieser Entschluß wurde auf das Herzhafteste ausgeführt. Die sämtlichen Freibergischen Rathsglieder gingen in einem feierlichen Zuge, Paar und Paar, mit entblößten Häuptern, und Jeder mit seinem Sterbekleide im Arme, vom Rathhause auf den Markt, wo die kurfürstlichen Truppen unter dem Gewehre standen. Als sie in den Kreis getreten waren, den ein Theil der Soldaten geschlossen hatte, näherte sich der Bürgermeister, Nikolaus Weller von Molsdorf, ein ehrwürdiger Greis mit eisgrauem Kopfe, dem Kurfürsten, welcher im Kreise zu Pferde hielt, und sagte in einer bewegten Anrede, die er an ihn hielt, im Namen des Magistrats und der ganzen Bürgerschaft: „sie wären alle Stunden bereit, ihr Leben im Dienste Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht willig und gern aufzuopfern, sie könnten sich aber unmöglich entschließen, dem Eide der Treue, den sie dem Herzog Wilhelm einmal geschworen hätten, gerade zuwider, die Waffen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu ergreifen; sie hätten das Vertrauen zu der bekannten Großmuth des sanftmüthigen Friedrich, er werde von seinen, ihnen zu harten

Forderungen abstehen; sollten aber Ihre Kurfürstliche Durchlaucht auf diesem Begehren beharren, so würden sie als rechtshaffene Unterthanen eher ihr Leben lassen, als nur einen Augenblick wider die Pflicht handeln, die sie ihrem Landesherrn zu leisten schuldig wären. „Und ich für meine Person“ — setzte der brave Bürgermeister hinzu — „will gern der Erste seyn, hier auf der Stelle niederknien, und (hier wies er auf sein Haupt) mir meinen alten grauen Kopf abschlagen lassen.“ — Der Kurfürst wurde durch diese Rede des Bürgermeisters, welcher hierauf auch wirklich niederkniete, bis zu Thränen gerührt. Er ritt hierauf zu Wellern hin, klopfte ihn auf die Achsel und sagte: „Mit Kopf ab, Alter, mit Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlichen Leute noch länger, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten.“ — Friedrich stand von seinen Forderungen ab, und von der Zeit an führt die Stadt Freiberg den rühmlichen Namen: „die getreue.“

### Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe.

In der Leipziger Ostermesse 1794 wurde dem Hofcommissair Greiner, Director und Eigenthümer einer Porzellanfabrik zu Rauenstein, eine beträchtliche Summe Geldes geraubt. Bei der nächsten Monatszahlung, die er nach seiner Zurückkunft an seine Fabrikarbeiter leistete, weigerte sich gerade der Ärmste unter ihnen, solche anzunehmen. „Ich weiß“, sagte er, „daß Sie in Leipzig beraubt worden, und dadurch in großen Schaden gekommen sind; ziehen Sie einem Jeden Ihrer Arbeiter eine Carolin an seinem Lohne ab, und entschädigen Sie sich dadurch Etwas! Hier ist die meinige! Bezögen Sie die Messe nicht, so würden auch wir von dem Brote verlieren, das sie uns Arbeitern geben, und deshalb sind wir auch schuldig, Ihren Schaden mit zu tragen.“ Greiner fühlte das Edle der Denkart dieses Mannes zu tief, als daß er sein Anerbieten hätte annehmen können.

### Wahre Freundschaft.

Während des Einfalles der Franzosen in Sachsen im Herbst 1806 flüchteten mehrere Gutsbesitzer in die nahen Städte, indem sie sich dort vor Plünderungen und Gewaltthätigkeiten sicherer glaubten als auf dem Lande.

K. von S... und der Finanzcommissair K..., welche beide in Einem Dorfe Güter besaßen, flüchteten sich mit ihren Familien nach einem nahe gelegenen Städtchen. Letzterer verspätete sich aber, indem er noch manche Anordnungen wegen seiner Haushaltung zu treffen hatte, und mußte der Gesellschaft in ziemlicher Entfernung zu Fuße folgen. Glücklicherweise hatten die Familien ihren Zufluchtsort erreicht, und erwarteten jetzt nur noch mit banger Besorgniß den nachkommenden Vater und Freund. Mit jeder Minute vermehrte sich ihre Angst und stieg endlich auf den höchsten Grad, als schon einige Stunden verfloßen waren, ohne daß der Erwartete eingetroffen war. Händeringend jammerten die Kinder um ihren schon für verloren gehaltenen Vater, und unaussprechlich war der Schmerz der besorgten Gattin. Gerührt durch diesen jammervollen Anblick eilt der würdige S..., ohne auf eigene Sicherheit Rücksicht zu nehmen, auf dem Wege der Heimath zurück; und schon vor dem Thore, als er sich durch eine zahllose Menge Soldaten gedrängt hatte, begegnete ihm sein unglücklicher Nachbar, der gewaltsam fortgeschleppt wird. Er umarmte ihn voll Bestürzung; aber außer

aller Fassung und fast von Sinnen gekommen, konnte Jener ihm nicht ein Wort sagen. Er war sogleich ergriffen worden, da eine bekannte Frau seinen Namen und seinen Charakter genannt hatte. Man brachte ihn zum Obersten der Gensdarmarie.

K. von S... folgte auf dem Fuße nach, und er erfuhr nun dort, da er der französischen Sprache mächtig war, daß der Commissair eine viel zu wichtige Person sei, als daß man den Unglücklichen frei geben könne; vielleicht werde er gar für einen Spion gehalten, weshalb er jetzt verhört, und sodann seine Strafe erhalten werde. Nun drängt sich der edle S... zum Obersten, mit der Vorstellung, daß Jener in Verhaft genommen in Sachsen keinen Bezug auf die höheren Staatsangelegenheiten habe, und bat, weil es die Befreiung seines Freundes und der Beruhigung einer gebeugten Familie galt, mit der größten Innigkeit für denselben. Der Oberst wies ihn aber ab.

Ein Blick auf die schreckliche und kummervolle Lage seines Freundes, dessen Schmerz sich in Thränen auflöste, vermehrte seine zum Herzen gehende Beriesamkeit, die den härtesten Krieger rühren mußte. Aber der Oberste vertiefte sich auf seine Pflicht, zuckte die Achseln und schwieg. Hierauf sagte der würdige S... entschlossen und mit Nachdruck zum Obersten: „So haben Sie denn kein Weib, keine Kinder, die Sie erinnern könnten, menschlich zu sein? Hat nie das häusliche Glück sanfte Gefühle in Ihrer Brust rege gemacht? Nein, gewiß nicht, sonst wären Sie zu bewegen, diesen schuldlosen Mann freizugeben, um dessen Rettung jetzt eine liebende Gattin mit ihren Kindern den Himmel auf den Knien anfleht! so behalten Sie mich statt seiner in Verwahrung; nehmen Sie mein Leben als Bürge seiner Unschuld!“ — „Nein!“ erwiderte der Oberste jetzt vom Gefühl ergriffen; „nehmen Sie ihn, Ihren Freund, mit sich, geben Sie ihn seiner Familie zurück; Gott wird auch mich dafür glücklich in die Arme der Meinigen zurückkehren lassen!“ — und so führte der treffliche S... den geretteten Finanzcommissair K... zurück, bereitete sich eine Stunde des schönsten Vergnügens, und erhöhte die Achtung, die ihm schon früher zu Theil wurde.

### Standhafte Treue und Offenheit im Bekenntnisse der christlichen Religion.

Zu den Zeugnissen großer und geachteter Männer unsers Zeitalters über den hohen Werth des Evangeliums Jesu gehört unter andern das, was

Dr. Reinhard,

welcher zu Dresden Oberhofprediger war, in einer seiner vortrefflichen Schriften sagt:

„Zu wichtig ist das, was in unsern Zeiten auf Erden vorgeht; es betrifft zu sehr Alles, woran einem vernünftigen Menschen das Meiste gelegen sein muß, als daß man nicht seine besondern Verhältnisse vergessen und mit Hintanzetzung jeder unedeln eigennütigen Rücksicht nachdenken und prüfen sollte. Auch ich habe dies gethan, und höre nie auf es zu thun. Ich habe bei meinen Untersuchungen ganz davon abgesehen, daß ich ein Lehrer des Christenthums bin; ich habe Das, worauf man jetzt so mächtig dringt, ich habe die Vorschläge zur Besserung der Welt, die man von allen Seiten thut, ich habe die Grundsätze und Einrichtungen, die man an die Stelle des Christenthums setzen will,

mit aller mit möglichen Unparteilichkeit und Strenge geprüft. Aber ich würde wider meine innigste Ueberszeugung sprechen, wenn ich sagen wollte, daß ich Etwas gefunden hätte, das unserer Natur angemessener, das wirksamer zu unserer Besserung und Beruhigung, das wohlthätiger für die bürgerliche Gesellschaft wäre, als das wahre, lautere Christenthum!" Und

der Professor Scllett,

welcher ein sehr warmer Verehrer der Religion Jesu war, legte vor seinen Zuhörern folgendes rührende Geständniß öffentlich von sich ab:

"Ich habe 50 Jahre gelebt, und mannichfaltige Freuden des Lebens genossen. Aber keine sind dauerhafter und unschuldiger für mich gewesen, als die mein Herz, von den sanften Fesseln der Religion eingeschränkt, nach ihrem Rathe gesucht und genossen hat; dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe 50 Jahre gelebt, und mannichfaltige Mühseligkeiten des Lebens erduldet, und nirgends mehr Licht in Finsternissen, mehr Stärke, mehr Trost und Muth in Leiden gefunden, als bei der Quelle der Religion, dieses bezeuge ich auf mein Gewissen. Ich habe 50 Jahre gelebt, und bin mehr als einmal an den Pforten des Todes gewesen, und habe es erfahren, daß, ohne Ausnahme, Nichts als die göttliche Kraft der Religion die Schrecken des Todes bestiegen hilft; daß Nichts als der heilige Glaube an unsern Erlöser, den bangen Geist bei dem entscheidenden Schritte in die Ewigkeit stärken, und das Gewissen, das uns anklagt, stillen kann; dieses bezeuge ich vor Gott!"

### Noch einige Züge

aus

### der französischen Geschichte.

#### Feindesliebe.

Ludwig XII., König von Frankreich, hatte vor Antritt seiner Regierung sehr viel Feinde, die ihm nur Leid zuzufügen sich bemühten. Als er den Thron bestieg, ließ er die Namen seiner Verfolger in ein Register bringen, und dieselben mit einem schwarzen Kreuze bezeichnen. Als dieses ruchtbar wurde, flohen die Feinde des Königs, weil sie das Kreuz bei ihren Namen als ein böses Zeichen betrachteten, und ihre Hinrichtung fürchteten. Der König, welcher von der Flucht seiner Feinde in Kenntniß gesetzt wurde, ließ sie wieder — mit der Versicherung seiner Gnade — zurückrufen, und ihnen sagen: Er habe deshalb ein Kreuz bei ihre Namen geschrieben, daß er sich dabei des Kreuzes Christi erinnern und dessen Beispiel nachkommen möchte, welcher von dieser Stätte herab für seine Verfolger gebetet und gesprochen habe: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

#### Großmuth und Ausöhnung im Tode.

Als im Jahre 1695 Namur, eine französische Stadt, belagert wurde, befanden sich unter dem Regi-

mente H....ton 2 Militairs, welche sich bitter haßten. Der eine, Richard, war Unteroffizier, der andere, Valentin, gemeiner Soldat. Jener konnte als Vorgesetzter diesen seinen Haß oft fühlen lassen, welches er auch that. Valentin mußte die Mißhandlungen seines Feindes ruhig ertragen, und sein Haß wurde dadurch täglich genährt. Einst mußten Beide zu einem Angriffe mit ausrücken, und es dauerte nicht lange, so zerschmetterte eine Kanonenkugel dem Richard das Bein. Hier lag er und mußte mit jedem Augenblicke erwarten, von den Pferden vollends zertreten zu werden. Voll Verzweiflung wendete er sich an Valentin, welcher nicht fern von ihm aufs Tapferste focht. „Valentin!" rief er, „willst Du mich hier zu Grunde gehen lassen?" Kaum hatte Valentin diese Worte gehört, als er sogleich herbei eilte. Feindschaft und alle Beleidigungen waren vergessen. Er lud den Richard auf seine Schultern und trug ihn aus dem Schlachtgetümmel auf eine Anhöhe, wo er die Wunde seines bisherigen Feindes, so gut als möglich, verband. Während dieser Beschäftigung kam eine Kugel und streckte ihn todt zur Erde. „Valentin, großmüthiger Valentin!" rief Richard aus, „Du stirbst für mich, der ich Dich so grausam behandelt." Richard wurde bald darauf von den Wundärzten gepflegt, allein ihre Hülfe war vergebens. Er starb, und wurde mit Valentin in dasselbe Grab gelegt.

#### Gewissenhaftigkeit zweier Bauern.

Einst kamen zu einem gewissen Advocaten in Beauvais, in der Provinz Isle de France, zwei Bauern aus der umliegenden Gegend. Der Advocat bemerkte an diesen Bauern eine gewisse Betrübniß und Niedergeschlagenheit, und fragte sie nach der Ursache derselben. „Wir sind deshalb so traurig," war die Antwort, „weil unser Schwiegervater einem Bäcker, der ein sehr braver Mann ist, mit einer bedeutenden Schuld verpflichtet ist, welche er ihm nicht leisten kann. Wir sind also entschlossen, für den Vater unserer Frauen zu bezahlen, wenn uns solches gestattet wird, welche Erlaubniß unsere Traurigkeit in die größte Freude verwandeln würde." Das wird Euch recht gern gestattet; gehet hin und thut, was ihr beschloßten. Froh und heiter eilten hierauf die Bauern zum Bäcker und bezahlten ihm die Schuld ihres Schwiegervaters.

#### Ehrlichkeit der Anna Louise Pranier.

Ein armes Mädchen zu Beaucaire saß auf einer Bank vor ihrem Hause und nähete. Ein Handelsmann kommt von der Messe, und bietet ihr von seinen verschiedenen Halstüchern käuflich an. Da sie Nichts kaufen konnte, geht er bald wieder fort, läßt aber aus Versehen ein zusammengeknüpftes Tuch liegen. Das Mädchen schließt aus der Schwere, daß es von Werth sein müsse, und bleibt deswegen sitzen. Nach einigen Stunden sieht sie denselben Kaufmann, die Verzweiflung (über das Verlorne) im Gesichte, die Straße vorübergehen. Sie ruft, und gibt ihm das Tuch, in welchem 2000 Franken befindlich waren, zurück. Der Handelsmann wollte dies ehrliche Mädchen zur Annahme einer Belohnung bewegen, aber vergebens.

## Der treue Bediente le Tellier.

Barthelemy, ehemaliger Director in Frankreich, welcher im Jahre 1795 auf eine gewaltsame Art seiner Stelle entsetzt und nach Cayenne verwiesen wurde, hatte einen Bedienten, Namens le Tellier, welcher ihm mit ungemeiner Liebe anhing. — In dem Augenblicke, da Barthelemy sollte eingeschifft werden, fand sich auch sein Bedienter ein, und verlangte in das Schiff aufgenommen zu werden. Da man ihn nun mit Härte zurückwies, so zeigte er einen Befehl des Directoriums vor, nach welchem es ihm, auf seine Bitte, erlaubt sein sollte, seinen Herrn zu begleiten. Der General, welcher die Aufsicht auf dem Schiffe hatte, sagte hierauf zu diesem treuen Bedienten: „Du willst also das Schicksal eines Mannes theilen, der auf immer verloren ist? Was ihm auch bevorstehe, so kannst du gewiß sein, daß er nimmer zurückkehrt.“ — „Mein Schluß ist gefaßt,“ antwortete der Bediente, „ich schätze mich glücklich, das Mißgeschick meines guten Herrn theilen zu können.“ — „So gehe denn mit ihm in's Verderben!“ versetzte der General; „Soldaten! bewacht diesen Menschen mit eben der Strenge, wie seinen Herrn.“ Le Tellier warf sich hierauf zu den Füßen seines Herrn, der sich nun selbst übergücklich fühlte, einen solchen treuen Freund an sein Herz drücken zu können.

## Sorgfalt für Kranke.

Vor ungefähr 58 Jahren herrschte in dem Dorfe Sauvigny in Frankreich eine gefährliche, ansteckende Seuche. Der damalige Herr des Dorfes, Marquis von M., kam im Anfange des Februar mit seiner Familie dahin. Seine Gattin, eine Dame, welche Schönheit, Anmuth und Lebhaftigkeit in sich vereinigte, gedachte nur kurze Zeit auf dem Lande zuzubringen, und hatte schon Anstalten getroffen, um an den Belustigungen des Carnavals in der Hauptstadt, Paris, Antheil nehmen zu können. Als sie zu Sauvigny angelangt war, bewog sie der Anblick des Elendes, das dort herrschte, ihren Plan aufzugeben. Ihr gefühlvolles Herz widmete sich nun ganz dem Dienste ihrer unglücklichen Unterthanen. Sie wendete nicht nur das zu den Festen und Schmäusen bestimmte Geld auf die Rettung ihrer noch lebenden Unterthanen, sondern schrieb auch selbst an den Arzt Maret zu Dijon, daß er auf ihre Kosten alle zur Erleichterung der Noth dienenden Anstalten treffen solle; sie gab ferner nicht nur die ganze Bedienung zur Wartung der Kranken her, sondern besuchte auch selbst mit ihrem Gemahle die Krankenstuben, half und wartete die gefährlichsten Kranken, sorgte, daß in ihren Häusern die größte Reinlichkeit hergestellt wurde, und eine Menge todtkrank gewesener Patienten verdankten, nächst Gott, ihrer angewandten Sorgfalt ihre Wiederherstellung.

## Edle Selbstverleugnung des französischen Generals Desair.

Dieser hatte das Mittel gefunden, die Soldaten an Entbehrung zu gewöhnen; er versagte sich nämlich selbst Alles, was diese nicht auch haben konnten. In der schlimmsten Zeit, als Frankreich durch einen schrecklichen Krieg gedrückt wurde, war Commißbrod und Wasser seine einzige Nahrung. Einige Kriegscommissaire versuchten einmal sich seine Günst dadurch zu erwerben,

daß sie ihm seine Weine und besseres Brod als dasjenige schickten, was seine Truppen bekamen. Desair nahm zwar das Geschenk an, ließ es aber sogleich unter die Kranken in den Hospitälern vertheilen.

## Edelsinn und Großmuth Heinrich IV., Königs von Frankreich.

Die Stadt Meaux, welche sich gegen diesen guten König empört hatte, und sich nach einer langen Belagerung demselben wieder ergeben mußte, schickte einige Abgeordnete an ihn ab, um ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen. Kaum erblickten diese den König, als sie dergestalt aus der Fassung kamen, daß sie kein Wort reden konnten, und sich ihm zu Füßen warfen. Heinrich konnte sich der Thränen nicht enthalten, richtete sie auf, umarmte sie, und sagte: „Ich sehe in Euch jetzt nicht unterworfenen Feinde, sondern Freunde und wohlmeinende Unterthanen, und so umarme ich Euch mit einem so zärtlichen Herzen, wie ein Vater seine Kinder.“

## Zartgefühl des französischen Marschalls Turenne.

Der berühmte französische Marschall Turenne bemerkte in seiner Armee einen Offizier von alter Familie, der aber arm war und ein schlechtes Reitpferd hatte. Er bat ihn zu Tische, zog ihn nach der Mahlzeit auf die Seite, und sagte voll Güte zu ihm: „Mein Herr! ich habe eine Bitte an Sie, die Sie vielleicht etwas dreist finden dürften, deren Erfüllung Sie aber, wie ich hoffe, Ihrem Generale nicht abschlagen werden. Ich bin alt,“ fuhr er fort, „und zuweilen etwas kränklich; die raschen Pferde ermüden mich, und ich habe eins bei Ihnen gesehen, das mir, wie ich glaube, besser anstehen würde. Wenn ich nicht befürchtete, ein allzugroßes Opfer zu verlangen, so würde ich es mir von Ihnen ausbitten.“ Der Offizier antwortete blos durch eine tiefe Verbeugung, holte sogleich sein Pferd und führte es selbst in Turenne's Stall. Den andern Morgen schickte ihm dieser dafür eins der schönsten und besten von der ganzen Armee.

## Edelsinn und Gerechtigkeitsliebe des Claude Pechon.

Claude Pechon, ein armer Weingärtner in dem französischen Dorfe Nombres les Reines, der 58 Jahre alt war und 8 Kinder hatte, nahm einen kränklichen und den Seinigen lästigen Schwager in sein Haus auf, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, demselben für die Schenkung eines geringen Gutes, das ungefähr 184 Gulden werth geschätzt wurde, auf seine übrige Lebenszeit Kost und Wohnung zu geben. Der Kostgänger wird gleich am folgenden Tage krank, und stirbt in wenig Stunden. Man begibt sich nach dem Leichenbegängnisse in die Hütte des Verstorbenen, und hier sagt sich Claude Pechon, der Vorstellungen des Notarius ungeachtet, von seinen Ansprüchen an das ihm vermachte Gut los, und erklärt: „er wolle um drei Tage willen, in welchen er seinen Kostgänger bei sich gehabt hätte, sein Gewissen nicht dadurch beschweren, daß er ein Gut, zum Nachtheile der Verwandten des Verstorbenen, behalten habe.“

# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 5.

## Einzelne Züge aus der Deutschen, namentlich aus der sächsischen Geschichte.

Der junge Sebastian Reibisch läßt sein  
Leben für seinen Herrn, den Herzog  
Moriz von Sachsen.

Als der Herzog Moriz von Sachsen im Jahre 1542 in Ungarn dem Türkenkriege beivohnte, ritt er eines Morgens aus dem Lager, um den Feind zu beobachten. Er hatte nur eine schwache Bedeckung und einen adeligen jungen Diener, Namens Sebastian Reibisch, bei sich. Kaum hatten sie sich ein wenig vom Lager entfernt, so wurden sie von einem Schwarme türkischer Reiter umringt. Es war fast kein anderes Mittel übrig, als sich gefangen zu geben oder auf dem Platze zu bleiben. Sie beschloßen aber doch, sich so lange zu wehren, bis ihnen vielleicht Jemand aus dem Lager zu Hülfe kommen würde. Der Herzog griff die Türken muthig an, und er sowol als der junge Reibisch thaten Wunder von Tapferkeit. Weil aber die Seinigen ihm nicht geschwind genug folgten, so wurde dem Herzoge das Pferd unter dem Leibe erschossen, und der Helm vom Kopfe geschlagen, ja er wurde von den Türken, die mit bloßen Säbeln auf ihn losstürmten, zu Boden geworfen und umringt.

Nun war er in der größten Gefahr, von den Türken getödtet oder gefangen zu werden. Als aber der getreue Reibisch dieses sah, sprang er vom Pferde, warf sich auf den Herzog, bedeckte ihn mit seinem Leibe und ließ auf sich so lange hauen und stechen, bis endlich eine Schwadron von des Herzogs Reitern kam und ihn rettete. Der vortreffliche Reibisch, der sein Leben für seinen Herrn dahin gab, hatte so viele Wunden bekommen, daß er halb todt in das Lager getragen wurde und bald darauf starb.

## Freudigkeit im Bekenntnisse des Evangeliums.

Johann, Kurfürst von Sachsen, war einer der muthigsten Bekerner der evangelischen Lehre. Nach seinem Tode sagte Luther von demselben: „Mit Herzog Friedrich ist die Weisheit, mit Johannes aber die Frömmigkeit gestorben.“ Als dieser standhafte Fürst mit seinen Theologen auf dem Reichstage zu Augsburg war, sagte er zu ihnen: „Liebe Herren! traut Ihrs nicht zu erhalten, so denket, daß Ihr Land und Leut nicht in Schaden führet.“ — Wollet Ihr, antworteten diese, nicht bei uns sein, so lasset uns allein vor Kaiserliche Majestät kommen und uns verantworten. — „Das wolle Gott nicht“, versetzte Johann mit großem Eifer, „wollet Ihr mich ausschließen? Ich will Christum auch mit Euch bekennen.“

Der feste Glaube und das Gebet, wenn  
es ernstlich ist, vermag Viel!

Luther und Myconius.

Im 49. Jahre seines thätigen Lebens lag Luther's Gehülfe bei der Reformation, M. Friedrich Myconius in Meissen, so hart an der Lungensucht darnieder, daß Jedermann seine Genesung bezweifelte. Er selbst sah mit Ruhe seiner letzten Stunde entgegen, äußerte aber öfters sehr sehnlich: „Ach, ich möchte wohl vor meinem Abscheiden aus dieser Welt meinen vielgeliebten Martin Luther noch einmal von Angesicht sehen!“

Als er immer schwächer wurde und schlaflos die langen Winternächte zubringen mußte, ließ er sich einst zur Nachtzeit Feder und Papier geben und schrieb mit zitternder Hand seinem Freunde ein herzliches Lebewohl.

Tief bewegt las Luther den Brief und rief laut aus: „Da sei Gott für!“ Er eilte schnell zum Pulte und schrieb ihm Folgendes:

„Nein, du fleißiger Arbeiter in dem Werke des Herrn darfst noch nicht abgerufen werden. Ich befehle Dir im Namen Gottes zu leben, dieweil Du mir zur Kirchenbesserung noch sehr nöthig bist.“

„Der Herr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, daß Ihr gestorben seid, sondern schaffe, daß Ihr mich überlebet, das bitte ich vom Herrn mit ganzer Seele!“

Ihm geschah, wie er geglaubt hatte.

Myconius lag schon sprachlos, als der Brief ankam und ihm vorgelesen ward. Von Stund an genas er. Er konnte bald darauf zur Kirchenvisitation nach Wittenberg abreisen und seinen Freund Luther besuchen. — Allen, die ihm dazu Stück wünschten, erwiderte er mit tiefer Rührung: „Ja, ihr Lieben, nebst unserm allbarmherzigen Vater im Himmel verdanke ich Martin Luther, diesem Helden im Glauben, der Gott Alles abglauben kann, meines Lebens Fristung; sein Nachwort hat mich Hinfälligen, gleich dem Nachwort Jesu zu Lazarus, wieder aufgerichtet.“ — Er lebte noch sechs Jahre, und starb in Gotha am 7. April 1546. Zwei Monate vorher war ihm Luther vorausgegangen in die himmlische Heimath.

## Der wahre Menschenfreund Unger, Buchbinder in Chemnitz.

Als die Stadt Frankenberg im Erzgebirge abbrannte — es war am 29. März 1788 — verlor ein Buchbinder, dem acht Jahre vorher in Gera, wo er sich ansässig machen wollte, das Seinige durch die Flammen entrisen worden war, sein ganzes Vermögen, welches er sich während dieser Zeit mühsam erworben hatte. Mit seinen kleinen Kindern saß er nun da unter freiem Himmel, fast ganz nackt, und beweinte trostlos sein Schicksal. In diesem höchst traurigen Zustande fanden ihn zwei seiner Zunftgenossen aus Chemnitz. Jeder von ihnen nahm ein Kind auf den Arm, und so führten sie die unglückliche Familie nach Chemnitz, wo sie der Buch-

binder Anger zu sich ins Haus nahm und ihre Noth erleichterte, wobei dieser christliche Mann die Worte äußerte:

„Warum sollten wir es nicht thun, da Gott uns immer vor Unfällen bewahrt hat und uns gibt, was wir brauchen, damit wir Andern geben?“ —

### Ehrlichkeit einer armen Dienstmagd.

Am dritten Osterfeiertage des Jahres 1784 brach spät in der Nacht auf dem Linsenhofe, nahe bei der jetzt preussischen, vormals sächsischen Stadt Suhla, Feuer aus. Man suchte die besten Sachen in der Geschwindigkeit zu retten. Die Frau vom Hause nahm aus einem Schranke ein Packet mit einigen hundert Thalern Geld und gab es Jemandem aufzuheben, aber in der Bestürzung hatte sie nicht Acht darauf, wem sie es gab.

Zum großen Glücke wurde das Feuer bald wieder gelöscht, und nun konnte sich die wieder ein wenig ruhig gewordene Frau nicht besinnen, wem sie das Geld in Verwahrung gegeben hatte.

Als sie ängstlich darüber klagte, kam eine Magd und brachte ihr das Geld.

Eine andere Magd, die nicht so ehrlich war, sagte zu ihr: „Bist Du nicht eine Narrin, daß Du das Geld nicht behalten hast! Es war ja Nacht, als Du es bekamst, und Niemand hätte gerathen, daß Du es hattest.“

Aber Jene antwortete:

„Davor soll mich der liebe Gott behüten! Er würde mich gewiß darum bestraft haben, und ich hätte lauter Unsegen davon gehabt. So aber behalte ich ein gutes Gewissen.“

### Der brave Krieger, Namens Böhner.

In der Schlacht bei Beglar, am 15. Juni 1796, wo die Kaiserlichen und die Sachsen unter dem Commando des Herzogs Karl den Sieg über die Franzosen erhielten, bekam der sächs. Dragoner Böhner 22 und zum Theil sehr schwere Wunden. Man wollte ihm deshalb den Abschied und einen Gnadengehalt geben; allein er nahm ihn nicht an, sondern sagte, er wollte ebenso wie seine Kameraden seinem Landesvater noch länger dienen und seinen letzten Tropfen Blut für ihn vergießen. Er bekam zur Belohnung seiner Tapferkeit eine Ehrenmünze, worauf die Worte stehen: Verdienst ums Vaterland. Anfangs wollte er sie auch nicht annehmen, sondern sagte, sein Kopf wäre Ehrenmünze genug, und hierin hatte er Recht, denn man sah an seinem Kopfe die Narben vieler Säbelhiebe. — Den 25. November 1796 war zu Dresden im dem Hause des Geheimraths eine vornehme Gesellschaft versammelt, welche sich durch unschuldige Vergnügungen zu unterhalten suchte. Der Herr des Hauses entfernte sich auf einige Augenblicke und kam dann mit dem braven Böhner an der Hand wieder zurück. Er hatte von Böhner's Thaten gehört und führte ihn deswegen in die Gesellschaft, damit er einige Belohnung seiner Rechtschaffenheit erhalten möchte. Er erzählte der Gesellschaft von Böhner's Thaten und Tapferkeit, gab ihm öffentlich einen herzlichen Kuß und nannte ihn seinen braven Bruder. Die Gesellschaft legte zugleich Geld zusammen; man überreichte ihm dies Geschenk, welches so viel betrug, daß er bei guter Anwendung lebenslang davon leben konnte. Als er es empfing, stammelte er nur wenige Worte des Dankes und der Freude. Am

meisten freute er sich darüber, daß seine arme alte Mutter noch lebte, und daß er nun im Stande war, ihr eine Unterstützung zu schicken.

### Achtung für den öffentlichen Gottesdienst.

Gellert war ein eifriger Freund des öffentlichen Gottesdienstes.

Schon als Knabe und Jüngling, sowie sein ganzes Leben hindurch besuchte er denselben sehr gewissenhaft und mit Andacht.

„Wir gehen“, sagte er, „mit dem Sonntage zu leichtsinnig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben ist zum Wachsthum in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von seinen Geschäften losmachen, sein Herz prüfen, zum Himmel erheben, es mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und stärken, heißt: es auf die ganze Woche stärken, und sich zur rechtschaffenen Ausübung seines Berufs rüsten. Wer den Sonntag wohl anwendet, der kann nicht leicht die übrigen Tage übel zubringen. Wer ihn hingegen schlecht anwendet, wie kann der glauben, es sei seine Pflicht, die übrigen Tage gut anzuwenden? Vergiß, sagte er, an diesem Tage die Kleinigkeiten der Erde! Weihe dich ganz der Religion und dem Himmel! Empfände die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihrer Wunder! Bete, denke, erforsche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten, und bemerke die Hindernisse deiner Tugend! Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. Suche sie demüthig von ihm und sei dankbar für die, welche du empfängst. Wir vergessen unsere Schwachheit und Unwürdigkeit unter dem Getümmel der Geschäfte und Angelegenheiten des Lebens gar zu leicht, wenn wir nicht eine Zeit festsetzen, unser Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unsere Unwürdigkeit und die Macht und Hoheit Gottes zu erkennen. Diesem Geschäfte soll der Sonntag gewidmet sein. Er ist der Tag des Gebets und der Ruhe, worin die Seele allein ihr wahres Glück findet.“

### Trost im Tode.

Der fromme Kurfürst zu Sachsen, Friedrich der Weise, tröstete sich in seinen letzten Stunden über die Schrecken des Todes vorzüglich mit den Worten der Schrift: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Diese Worte wiederholte er auch öfters in Gegenwart der Umstehenden. Ueberdies hatte er seinem Hofprediger, Spalatin, befohlen, die Schriftstellen: „Also hat Gott die Welt geliebt u. s. w.“; „Dies ist der Wille Gottes, daß, wer an den Sohn (Gottes) glaubt u. s. w.“, mit großen Buchstaben auf ein Täfelchen zu schreiben, das seinem Bette gegenüber aufgehängt ward, welche Gewohnheit er von Jugend auf gehabt, indem er die merkwürdigsten Aussprüche, die er gelesen und gehört hatte, in seinem Zimmer an die Wand zu schreiben pflegte.

Als ihn Jemand wegen des nahen Endes tröstete, sprach er: „Der Herr hat das Leben gegeben und kann es auch wieder nehmen.“

Wenn er auf dem Todtenbette gefragt wurde, wie er sich befände, pflegte er immer zu antworten: „Der

Geist ist ruhig, aber der Leib leidet Schmerzen." Und als man ihn, da er heftige Steinschmerzen leiden mußte, fragte, ob er sonst noch ein Anliegen habe, so sagte er: „Ich habe ein ruhiges Herz und ein gutes Gewissen; die äußerlichen Schmerzen am Fleische will ich gern mit Geduld, um Christi willen, leiden.“

Endlich verschied er mit den Worten, die er vernehmlich und laut öfters wiederholte: „Kommt her zu mir Alle.“

### Der echte und wahre Menschenfreund Christian Gottlob Frege.

Christian Gottlob Frege, der Sohn eines Predigers zu Lampertswalde bei Dresden, ein Kaufmann zu Leipzig, verdankte einen großen Theil seines ansehnlichen Vermögens seiner rastlosen Thätigkeit und strengen Moralität.

Die schönste Seite seines Charakters war die thätige Theilnahme an dem Wohl und Wehe seiner Mitmenschen.

Besonders bewies er sich im Jahre 1771 bei der großen Theuerung als einen wohlthätigen Freund der leidenden Menschheit. Er unterstützte einen großen Theil des Landes durch Geldvorschüsse, ließ viele Ladungen Korn auf der Elbe kommen und nahm sich so nach allen Kräften der Bedrängten an. Er ging selbst von Haus zu Haus, sammelte für die Armen und versprach, aller Bettel vollständig zu steuern, wenn man ihm monatlich eine Unterstützung bewillige, zu welcher jeder beliebige Beitrag willkommen sein würde. Der brave Mann hielt Wort. Er ließ auf dem Walle zu Leipzig eine Anzahl Backöfen bauen, ging selbst alle Morgen dahin und theilte Brot und Geld aus. Seine gleich gut gesinnte Frau veranstaltete indeß Collecten von Kleidern, welche sie an die Armen vertheilen ließ.

### Der unerschrockene und wunderbar erhaltene Pestgeistliche, Wolfgang Uhle.

In der Stadt Annaberg, im sächsischen Erzgebirge, wüthete im Jahre 1568 die Pest; kein Haus blieb verschont; was heute noch gesund war, war morgen schon eine Beute der Seuche. Viele Hunderte starben dahin, und die Sterbenden verlangten nach der Erquickung des heiligen Abendmahls; aber die dasigen Geistlichen durften nicht zu den Verpesteten gehen; die Anstellung eines besondern Pestgeistlichen erschien deshalb dringend nöthig. Da sich nun aber Niemand fand, der den Tod bringenden Posten hätte übernehmen mögen, so hielt der im Jahre 1558 von dem Herrn von Schönberg auf Pürschenstein zu Clausnitz angestellte Prediger, Namens Wolfgang Uhle, ein Bürgersohn aus Elterlein, um die Stelle eines Pestpredigers an, bei welchem Gesuche er dem Rathe zu Annaberg versprach, daß er sein Leben dem Troste der Pestkranken aufopfern wolle. Die Stelle wurde ihm sogleich übergeben, und täglich und stündlich begab er sich in die Gefahr des Todes; 228 Personen starben in Annaberg, aber der unerschrockene Pestprediger blieb von der Pest unberührt. Als endlich die erbarmungslose Feindin des Menschenlebens zu Ende desselben Jahres das so öde gewordene Annaberg verließ, so wurde der Pestprediger als Pastor zu Breitenbrunn angestellt, wo er im Jahre 1597 am Altare von einem Schlagfluß getroffen wurde und todt zu Boden sank.

### Heldenmuth des Amtmanns Hermann zu Grünhayn.

Mit dem Ausgange des Monats Mai 1790 brachen die Einwohner von 7—8 böhmischen Dörfern, bewaffnet mit Keulen, Stangen und Hacken, in das kursächsische Amt Grünhayn ein, und sungen förmlich zu plündern an.

Die Sachsen, die sich dieses Ausfalles nicht versehen hatten, trauten ihren Augen kaum, als sie eine so zahlreiche Menge böhmischer Bauern in ihren Gehöften hausen sahen; und da ihnen der Feind überlegen war, so wagten sie es nicht, Widerstand zu thun, sondern berichteten es in der größten Geschwindigkeit ihrem Amtmann.

Dieser brave Mann schwang sich eiligst auf sein Ross und jagte in voller Carriere mitten unter den Haufen der tollkühnen Plünderer. Er zog seinen Hut ab und bat sich auf einige Minuten Gehör aus, welches ihm die Menge, welche über die Herzhaftigkeit dieses Mannes staunte, sogleich verwilligte.

„Nachbarn und Brüder!“ begann er nun mit sanfter und freimüthiger Stimme, „fast sollte ich glauben, die Bande der Freundschaft und Blutsverwandschaft, die durch die Verheirathung unserer Kinder so oft geknüpft worden sind, wären gänzlich zerissen. Ihr kommt nicht als Söhne und Freunde, nicht als Väter und Brüder, sondern — daß ich durch keinen harten Ausdruck eure erhitzte Leidenschaft von Neuem reizte — als beleidigte Feinde über unsere Grenze, stört unsere Ruhe, nehmt uns das, was wir Euch gern mit Güte geben würden, mit Gewalt, und verberbt uns die gute Meinung, die wir von Euch hatten.“

„Seid ihr bedrückt und gedrängt? Sollen wir Euch beistehen? — Von Herzen gern mit Rath und That, mit Leib und Leben! Wir sind ja Eines Gottes Kinder, wenn auch zweier Herren Unterthanen; und nicht nur Beruf, sondern Pflicht ist es, Euch beizustehen, wo wir nur können. — Hier habt Ihr den Zügel meines Pferdes! Sehet, ich trete mitten unter Euch, ohne Eisen und ohne Stahl; aber mein gutes Gewissen und meine Liebe zu Euch sind mehr als Waffen gegen eure Mordgewehre. Jetzt sagt mir Euren Kummer, schüttet Euer Herz vor mir aus! Ich meine es gut, recht von Herzen gut mit Euch, und wenn Ihr mir die Ursachen Eurer Unruhen eröffnet habt, so wollen wir mit einander berathschlagen, wie wir Euch am besten helfen können.“

Die Tumultuanten sahen sich bei dieser Rede einander an, bewunderten den unerschrockenen Helden, und Keiner getraute sich den Mund aufzuthun. Und so hatte Hermann's ungekünstelte Beredsamkeit sie beschämt, entwaffnet und ihre Hitze abgekühlt.

Endlich ergriff Einer von ihnen des Amtmanns Hand, schüttelte sie und sagte:

Bei Gott, Herr! wir Alle sind blind gewesen; aber wenn Kummer und Jammer uns immer auf den Hacken folgt, so kann man wohl endlich alle fünf Sinne verlieren. Die Stützen unsers Alters, unsere Söhne, die bravsten Jungen von der Welt, müssen sich von den Preußen und Türken zusammenhacken lassen; unsere Weiber und Töchter heulen und schreien, daß es einen Stein in der Erde rühren möchte; unsere Lebensmittel zehren die Einquartierungen auf; das Brot wird täglich feltener u. s. w., und so sind wir herüber gekommen, um uns Lebensmittel zu holen, sonst müß-

sen wir und unsere Kinder verhungern. Aber wir sehen es ein, daß wir Unrecht haben, und es thut uns Allen herzlich leid. Nun, lieber Gott! in der Noth bedenkt man es nicht!"

Der Amtmann war äußerst gerührt über die mißliche Lage dieser armen Leute, machte Anstalten zur schleunigen Hülfe, und ohne viele Mühe brachte er seine guten Unterthanen dahin, daß diese freiwillige Beiträge an Korn, Weizen, Gerste und allerlei Arten von Gemüse zusammenschossen, wozu er selbst ein Ansehnliches beitrug. Alles wurde auf Wagen geladen und in die Behausung der nun befähigten Plünderer gefahren.

Hand in Hand begleiteten jetzt die Einwohner der beunruhigten Dörfer mit dem Amtmann die Tumultuanten bis an die Grenze, wo der Amtmann sie zur Ruhe und zu gegenseitiger nachbarlicher Treue ermahnte, und von ihnen mit heißen Thränen der Reue und des Dankes gesegnet ward.

### Der beste Trost.

Luther fragte eines Tages den Superintendenten Dr. Hieronymus Weller zu Freiberg, der sich 8 Jahre in Luthers Hause aufgehalten hatte, wie es ihm gehe? „Kümmertlich und betrübt," antwortete Weller. „Seid Ihr nicht getauft?" versetzte Luther; und in der That, er sagte mit dieser einzigen Frage viel.

Ebenso tröstete einst der berühmte Cramer seinen Freund Gellert, der ihm sein gepreßtes Herz aufschloß: „Wer einen Gott zum Erlöser und Helfer hat, der soll nicht traurig sein, wenigstens es nicht bleiben," sagte Cramer. Dieser Zuspruch bewirkte bei Gellert so viel, daß er bald darauf einem seiner leidenden Freunde schreiben konnte: „Trösten Sie sich mit mir; Gott ist die Liebe, und unser Erlöser unsere Kraft und Stärke und Seligkeit!"

### Kindliche Ergebung in den Willen Gottes.

Der selige Schlipanius, Freitagsprediger zum heiligen Kreuz in Dresden, hatte sich in der schrecklichen Belagerung, welche diese Stadt im siebenjährigen Krieg erlitt, wegen der fürchterlichen Gewalt der Bomben mit den Seinigen in einem Keller verborgen. Als man ihm dahin die Nachricht brachte, daß sein Haus in vollen Flammen stehe, sprach er zu den Seinen: „Kinder, wir müssen auch Gott im Feuer loben! Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; sein Name sei ewig gelobt! Zum Seligwerden braucht ihr dieses nicht, was euch Gott jetzt im Feuer nimmt; wir müssen ja vor Gott ohnedem als die allergrößten Bettler, aus lauter Gnaden, allein um Jesu Blutes und Todeswillen selig werden. Wie er Euch wird durchbringen, das wird er wissen; ich traue es seinem Erbarmen zu, daß er mich noch eine kleine Zeit wird bei Euch lassen, daß wir das Nothdürftigste wieder anschaffen können." So sprach er, und gerade so, wie er sagte, erfolgte er es in der Folge.

### Kindliches Vertrauen auf Gott.

Luther betrachtete die gewöhnlichsten Dinge um sich her mit einem schönen, reinen Blicke des Gottesfreundes.

Eines Abends sah er ein Vögelchen auf einem Baume sitzen, auf dem es übernachten wollte. „Dies Vögelchen," sagte er, hat sein Nachtmahl gehalten, und will sein sicher schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorget es für den morgenden Tag oder Herberge, wie David sagt: Wer unter dem Schirm des Allerhöchsten wohnt u. s. w., es sitzt auf seinem Zweiglein zufrieden und läßt Gott sorgen."

### Edele Standhaftigkeit der Katharina, Herzogin von Sachsen.

Dieselbe war eine geborne Prinzessin von Mecklenburg, und Gemahlin Heinrichs des Frommen, Herzogs von Sachsen.

Heinrich hatte von seinem Bruder, Herzog Georg, nichts weiter als Freiberg und Wolfenstein erhalten; und dabei versuchte dieser Alles, ihra das Wenige, was er besaß, abwendig zu machen, und zwar deshalb, weil er sich für Luthern erklärte.

Auf Anrathen des Papstes machte er den Versuch, ihn durch Geld und durch Anerbietung der größten Vortheile zu bestechen; vor allen aber sollte er suchen, rieth der Papst, die Katharina auf seine Seite zu bringen, da sich dann das Ubrige bald machen würde. Herzog Georg folgte diesem Rathe. Er schickte Gesandte von Dresden nach Freiberg, die eine sehr reiche Provinz und eine bedeutende Summe baaren Geldes anboten.

„Wozu," sagte Katharina zu den Gesandten, „sind alle die Versprechungen und dieses Geld nöthig? Will Herzog Georg Etwas, was mir zu meinem ewigen Heile frommt, so bin ich und mein Gemahl bereit, das umsonst zu thun; will er aber etwas anders, so hat er nicht Gold und Silber genug, mich dazu bewegen zu können." Aller Welt Reichthümer, setzte sie hinzu, wolle sie nicht für Christus und die Religion nehmen. Sie wundere sich, wie sie Geog versuchen, und glauben könne, daß sie Leuten gleich wären, die dieses Irdische höher schätzten als den Himmel und ihr Gewissen. Gleichwohl verzeihe sie ihrem Schwager von ganzem Herzen, und würde nicht unterlassen, für ihn zu Gott zu bitten. Die Gesandten aber würden ihr eine große Gefälligkeit erzeigen, wenn sie je eher je lieber Freiberg verließen, damit nicht Andere wenigstens durch sie bestochen würden. Denn ihre Sprache schien ihr der Sprache des Versuchers zu gleichen, die er gegen Christum geführt: Dieses Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. — Sie wünschte indessen ihrem Bruder langes Leben, Gesundheit und den Genuß eines ruhigen Alters. Sie wären mit ihrer Armuth zufrieden, und wünschten Nichts als ein reines Gewissen zu erhalten, und selig aus dieser Welt zu gehen; Alles Uebrige stellten sie ruhig Gott anheim. — Die Gesandten wurden hierauf gefragt, wo sie hin wollten? Und als sie antworteten: Nach Dresden zurück, so wurde ihnen ein sicheres Geleit mitgegeben, das sie sicher und ungekänkt dahin zurückführte.

Dieser Edelmutb blieb nicht unbelohnt. Herzog Georg überlebte seinen Erbprinzen, und nach seinem Tode ward sein Bruder Heinrich, so gern Georg es auch verhindert hätte, Erbe, und Katharina ward die Mutter des großen und glücklichen Kurfürsten Moritz.



# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 6.

## Feindesliebe und Versöhnlichkeit.

Folgende Geschichte trug sich zu Ziccaro in Corsica bei einem Brunnen der Grafschaft Frasse zu, welcher ein ewiges Denkmal derselben bleiben wird\*).

Ein Einwohner aus Ziccaro ruhete mit drei seiner Verwandten bei einem Brunnen in der Grafschaft, als der Mörder eines seiner Söhne, der nur ihm bekannt war, unvermuthet an eben den Ort kam. Er sprach ihm freundlich zu und nöthigte ihn, Theil an ihren Erbschaften zu nehmen. Bei dieser Einladung, die der Mörder für einen Fallstrick hielt, erblaßte derselbe, und war seiner Verstellungskunst nicht mächtig. Weil er eben kein Mittel sah zu entfliehen, so mußte er die Einladung annehmen. Seine Sprache stockte und Todesfurcht erpreßte seiner Stirn kalte Schweißtropfen.

Nach dem Essen bat der Einwohner seine Gesellschaft, sich auf eine kurze Zeit zu entfernen, und blieb mit seinem Feinde allein.

„Dein Leben,“ redete er ihn an, „ist jetzt in meiner Gewalt, ich könnte es Dir auf der Stelle nehmen, und den Tod meines Sohnes rächen. Du hast mir viel Thränen bereitet, Trauer und Wehklagen in meine Familie gebracht; allein ich will alle diese Leiden vergessen, nur versprich mir: auch Deine Feinde so gut zu behandeln, wie ich Dich behandle, und überzeuge dich zu sein, daß Verzeihen weit rühmlicher und süßer ist, als sich rächen!“

Mit diesen Worten umarmte er ihn und ließ ihn dann seines Weges weiter gehen.

Jetzt rief er seine Verwandten wieder zu sich und sagte zu ihnen: „Der Mensch, der mit uns aß, ist der Mörder meines Sohnes; ich habe ihm verziehen und sein Leben gestiftet, das in meinen Händen war. Folget meinem Beispiele, und thut ihm nie etwas zu Leide, was mir die Freude verbittern könnte eine schöne That vollbracht zu haben.“

Möchte er sich in dem Charakter seines Feindes nicht getauscht, und seine Großmuth ihre Wirkung nicht verfehlt haben.

## Aus dem Talmud von Moses Mendelssohn.

Rabbi Meir saß am Sabbath in der Lehrscheule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Gestalt und erleuchtet im Geiste. Seine Hausfrau nahm sie auf den Söller und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Meir nach Hause. „Wo sind meine Söhne,“ fragte er, „daß ich ihnen den Segen

gebe?“ Sie sind in die Lehrscheule gegangen, war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen,“ erwiderte er, „und bin sie nicht gewahr worden.“ — Sie reichte ihm einen Becher; er lobte den Herrn zum Ausgange des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?“ Sie werden nicht weit sein, sprach sie, und setzte ihm zu essen vor. Er war gutes Muthes; und als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!“ — „So sprich nur, meine Liebe!“ antwortete er. — „Vor wenig Tagen,“ sprach sie, „gab mir Jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fodert er sie zurück; soll ich sie ihm wieder geben?“ — „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen,“ sprach Rabbi Meir. „Wolltest Du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wieder zu geben?“ — „D nein!“ versetzte sie. — Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin, und nahm das Gewand von den Leichnamen. — „Ach, meine Söhne!“ jammerte der Vater, — „meine Söhne!“ — Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast Du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern wieder zu geben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward?! Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet!“ — „Der Name des Herrn sei gelobet!“ stimmte Rabbi Meir mit ein.

## Der wahre Menschenfreund Leopold von Braunschweig.

Derselbe verdient mit Recht unter den wahren Menschenfreunden eine ehrenvolle Stelle.

Im Jahre 1780 dankte es ihm Frankfurt an der Oder, daß der Damm nicht durchbrach und daß die Vorstadt gerettet wurde, indem er die sichersten Veranstaltungen dabei traf.

Gleiche Thätigkeit bewies er bei den mehrmaligen Feuersbrünsten, die diese Stadt betrafen. Für die Erziehung armer Kinder sorgte er ganz besonders, und brachte den Nothleidenden selbst Geschenke ins Haus. Er besiegelte endlich seine Nächstenliebe mit dem Tode. Er sah einige Unglückliche bei einer großen Ueberschwemmung in den Wellen mit dem Tode ringen. Um sie zu retten, springt er in einen Fischernachen und will ihnen zuweilen; aber die Fluth reißt ihn mit fort, stürzt das Boot um, und der Menschenfreund Leopold findet seinen Tod in den Wellen.

## Wahre Freundschaft, oder: Das merkwürdige Vermächtniß.

Eutamidas, ein Korinther, hatte zwei Freunde, den Charipenes, einen Sycioner, und den Aretheus, einen Korinther. Weil er nun arm, seine zwei Freunde aber, wenn auch nicht reich, doch ziemlich bemittelt waren, so machte er sein Testament folgendermaßen:

\*) Siehe des Abbé Gaubin „Neueste Reise durch Corsica“, Seite 83.

Dem Aethus vermache ich: meine Mutter zu ernähren und ihr im Alter beizustehen; dem Charixenes, meine Tochter gut zu verheirathen und sie so gut als möglich auszustatten. In dem Falle aber, daß Eine von den Beiden mit Tode abgehen sollte, so setze ich den noch Lebenden an des Verstorbenen Stelle ein. Diejenigen, welche dieses Testament zu sehen bekamen, spotteten darüber; allein seine Erben, die beiden genannten Freunde, nahmen dasselbe mit freudiger Bereitwilligkeit an. Ja, als Charixenes in kurzer Zeit nachher starb, ernährte und pflegte Aethus die Mutter, die eben Jener, des Verstorbenen Eudamidas Vermächtnisses zufolge, zu ernähren gehabt hatte, aufs Sorgfältigste. Von dem Vermögen, das er besaß, gab er die eine Hälfte seiner einzigen Tochter mit, die andere aber der Tochter des Eudamidas; beiden richtete er an einem Tage die Hochzeit aus.

### Auch unter den Wilden gibt es große Beispiele von kindlicher Liebe.

„Ein Agrassie Neger,“ so erzählt Fiert in seiner Reisebeschreibung, „war durch Unglücksfälle in Schulden gerathen, die er nicht bezahlen konnte. Er ging zu seinem Gläubiger und zeigte ihm an, daß er zur Bezahlung Nichts weiter habe, als seinen eignen Körper, den er, wenn er wolle, verkaufen könne. Der erhaltene Creditor ging alsbald mit ihm zu unserm Fort Königstein, und verkaufte ihn, von wo aus er hernach mit mehren Sklaven in der Halskette nach unserm Hauptfort transportirt wurde. Hier blieb er etwa sechs Wochen, bis das Schiff, womit er nach Ostindien gehen sollte, seine volle Ladung bekommen hatte.“

„Während dieser Zeit hatte sein Sohn den edeln und kindlichen Entschluß gefaßt, seinen Vater aus den Ketten zu erlösen. Er kam deshalb mit einigen seiner Verwandten zum Menschenhändler, und diese mußten ihn, wie vorher verabredet war, dringend bitten, daß er ihnen erlauben möchte, einen Sklaven einzutauschen. Da nun der Sohn jenes unglücklichen Negers ein schöner Jüngling war, so ließ sich der sonst harte und unempfindliche Menschenhändler zum Tausche bewegen. Man führte die Kette der Unglücklichen vor; und als der neue Sklave seinen Vater erblickte, fiel er ihm um den Hals, weinte Thränen des Dankes und der Freude, daß er so glücklich sei, ihn, seinen zärtlich geliebten Vater, erlösen zu können. Man öffnete die Kette, nahm den Vater heraus, und fesselte den Sohn hinein. Er war völlig ruhig, und bat den Vater, sich seinetwegen nicht zu betrüben.“

Inzwischen war die Geschichte dem Gouverneur bekannt gemacht worden, welcher, von Menschenliebe durchdrungen, den braven Sohn wieder aus den Ketten herausnahm und ihn den Seinigen zurückgab. Alle reisten vergnügt nach ihrer Heimath.

### Der wahre Menschenfreund Alfons der Fünfte von Aragonien.

Derselbe sah einst vom Lande aus eine Galeere, die mit den darauf befindlichen Soldaten und Matrosen in der größten Gefahr war. Aus Furcht vor dem unglücklichen Ausgange des Rettungsversuches wurden seine Befehle nicht schnell genug befolgt. Nun stieg er selbst

in eine Schaluppe, um darin den Unglücksbedrohten zu Hülfe zu kommen. Man stellte ihm vor, wie groß die Gefahr sei, der er sich dabei aussetze.

Er antwortete: „Ich will lieber an ihrem Schicksale Theil nehmen, als einen müßigen Zuschauer dabei abgeben!“

### Vorsehung und Menschenliebe.

(Eine Begebenheit an dem Wasserfalle des Flusses Niagara in Nordamerika.)

Im Norden Amerikas ereignete sich eine der Uebertreibung werthe Begebenheit, die uns zeigt, daß Seelengröße nicht stets ein Product der Civilisation ist, und daß uncivilisirte Wildheit und Edelmann wohl vereinigt sein können. Wer hörte nicht jemals von den grandiosen Naturscenen des Niagarawasserfalles? Mit ewigem ununterbrochenem Donner wälzt der reisende Niagara aus den unerschöpflichen Betten der ausgedehnten Binnenseen seine Wasser von einer 4730 Fuß breiten und 164 Fuß hohen Flußbettdeckung hinab, und sein mächtiger Fall sprüht dichte Massen von Wasserstaubwolken empor. Noch 15 Stunden weit hört man ein dumpfes tiefes Gemurmel; welche Feder vermöchte also sein Brausen zu schildern, das den Donner übertönt. Vor der Abdachung dehnt sich die 1300 Fuß lange Trisinsel aus, über welcher die in dem Wasserstaube sich brechende Sonne einen herrlichen Regenbogen bildet, dessen milde Farbentöne und duftiges Wesen einen imposanten Contrast mit der mächtigen Kraftäußerung unter ihm bildet. Die Insel theilt den Strom in zwei Arme, und die durch die Krümmung verursachte Brechung reißt mit unaufhaltsamer Gewalt Alles fort, was in seine Fluthen kommt.

Gleichwohl sind einmal zwei Indianer, die auf der Jagd waren, dahin verschlagen, und glücklich gerettet worden.

Diese beiden Indianer ruderten nämlich etwa eine Meile vom Falle den Strom hinauf; der Schlaf überfiel sie. Sie legten daher ihren Kanot (Kahn) am Ufer fest, und schliefen in demselben ein. Der Kahn arbeitete sich los und ging mit diesen beiden in festen Schlaf versunkenen Ureinwohnern gerade auf den Fall zu. Das wachsende Getöse weckt sie. Jeder kann sich ihren Schrecken vorstellen, da es unmöglich war, eins von den beiden Ufern zu erreichen. Sie mußten sich ihrem Schicksale ergeben.

Sie schwankten in einer qualvollen Alternative; vor ihnen der schnelle sichere Tod im Sturze des Niagara, neben ihnen das langsam marternde Absterben des Verhungerns; aber jede einen Augenblick zögernde Wahl war ein Verlust, und die Liebe zum Leben, der Gedanke einer möglichen wenn auch unbegreiflichen Lebensrettung vermochte sie, der Trisinsel zuzusteuern.

Da aber das leichte Kanot geschwinde als der Blitz mit fortgerissen wurde, so kostete es diesen beiden zwischen Tod und Leben sich befindenden Indianern die größte Mühe und Anstrengung, um an der Insel zu landen.

Vier volle Tage blickte ihr Auge sehnsüchtig nach dem über 400 Fuß entfernten Ufer hin. Aber nicht eine Seele zeigte sich, welche Zeuge ihres schrecklichen Looses geworden wäre, und Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Endlich sandte am fünften die Vorsehung Rettung. Es zeigten sich am jenseitigen Ufer einige ihren Landsleute. Die Indianer gaben ihnen durch

Zeichen ihre hilflose Lage zu erkennen. Sie selbst aber zu ohnmächtig, um ihnen gleich ihre Hilfe zu bieten und die Natur zu überwältigen, zeigten die Thatsache dem Commandanten des Forts Niagara an. Dieser machte sogleich Anstalt zu ihrer Rettung. Da an diesem Tage glücklichweise ein ungewöhnlich niedriger Wasserstand war, so gab ihm die Gunst des Augenblickes den Gedanken ein, große Stangen mit eisernen Spitzen beschlagen zu lassen, und ein Aufgebot an die Indianer ergehen zu lassen, mit diesem einzigen, precären Rettungsmittel den Strom zu durchwaten. Glücklicherweise erreichten sie das Ufer der Insel, gaben ihren Landsleuten die Stange ab und vollendeten mit glücklichem Erfolge die Rückkehr\*).

### Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit gegen den Lehrer und Erzieher.

Der Graf Karl Friedrich Gottlieb von Castell, in Franken, hatte den 16. Febr. 1694 das Unglück, von seinem Hofmeister aus Unvorsichtigkeit mit einer Pistole in den Unterleib linker Seite geschossen zu werden. Der junge Graf behielt seine ganze Fassung, und war mehr wegen der Folgen für seinen Hofmeister besorgt, als für sich selbst; er rieth diesem daher, schleunigst die Flucht zu ergreifen, um dem Zorne seines Vaters, des alten Grafen, auszuweichen. Der junge Graf war so großmüthig, die Schußwunde so lange mit der Hand zu verbergen, bis er aus dem obersten Stockwerke des Schlosses den flüchtigen Hofmeister weit genug entfernt sah.

Nun erst entdeckte er seinen Aeltern die Verwundung. Als der Wundarzt den Schuß untersuchte, fand sich, daß zum Glück kein Eingeweide im Unterleibe verletzt war; die Kugel stak im Rücken, wo sie durch einen Schnitt vom Wundarzte herausgenommen, und hierauf die Wunde glücklich geheilt wurde.

Dieser gutmüthige und wackere Graf starb den 9. Mai 1743, im 64sten Jahre seines Alters, als königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer General der Infanterie und Gouverneur der Festung Pleißenburg und der Stadt Leipzig, wie auch des heiligen Henrici Ordens Ritter.

### Geller's Nachruhm

bestätigt unter Andern auch folgende Geschichte.

Ein Reisender von vornehmem Stande verlangte, als er nach Leipzig kam, Geller's Grab, das auf dem dasigen JohannisKirchhofe befindlich ist, zu sehen. Es wurde ihm gezeigt. Er blieb einige Minuten in tiefen Gedanken stehen, und hielt seine Blicke auf das Grab gerichtet. Dann warf er sich auf dasselbe nieder, umfaßte den Leichenstein und rief aus: „Ich hab's gefunden, dein Grab, theuerster Geller! Ich hab's gefunden! Hier ruhen also deine Gebeine, und ich stehe über deiner Asche! Tausend Dank für die Lehren der

Weisheit und Tugend, die du mir gabst! Du hast mich auf den Weg der Glückseligkeit geführt, und durch deine Schriften meinen Geist und mein Herz gebildet.“ Und diese Lobrede hielt dieser brave Mann mit der größten Begeisterung, wobei ihm die Thränen über das Gesicht flossen. Er raufte hierauf bei dem Leichensteine einen Rasen mit der Erde aus, wickelte ihn in ein Tuch, und sagte: „Das will ich mit mir nehmen, und es wird mir heilig sein, weil es Erde von Geller's Grabe ist.“

### Die edeldenkende Jüdin.

Martha, die Mutter eines verstorbenen Juden, Namens Aron, zu Krakau in Polen, verließ Geld auf Pfänder. Einst brachte ihr eine arme Frau ein Gebetbuch. Die Jüdin besah es, und fragte die Ueberbringerin, warum sie gerade ein Gebetbuch versehen wolle.

„Es ist mein einziger Reichthum,“ sagte sie, „und meine Kinder haben seit gestern kein Brot.“

„Wie viel willst du haben?“ fragte die Jüdin.

„Wenn ich zwei polnische Gulden bekommen könnte, so würde ich so lange auskommen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, nach Hause kommt,“ sagte die arme Frau.

„Da sind zwei Gulden,“ sprach die Jüdin, „und Dein Buch; ich würde mich verführen, wenn ich Dich verhinderte, zu Deinem Gott zu beten. Bist Du ehrlich, so wirst Du mich ohne Pfand bezahlen!“

### Die fromme und gelehrte Prinzessin Eleonore Magdalene.

Unter den frommen Fürsten und Prinzessinnen, welche sich des Kreuzes Christi nicht schämten, zeichnete sich besonders die dritte Gemahlin des römischen Kaisers Leopold I., Eleonore Magdalene, eine geborne Pfalz-Neuburgische Prinzessin, aus. Sie war dem weltlichen Wesen und dem schimmernden Glanze des Hoflebens von Herzen abgeneigt und widmete jede Stunde, in welcher sie für sich allein war, religiösen Betrachtungen. Sie war nicht allein in den Wissenschaften wohl unterrichtet, sondern sie war selbst Dichterin und Componistin. Sie überlegte auch unter andern die Psalmen ins Deutsche, verfertigte die Clavierbegleitung dazu und widmete sie ihrem Gemahl, dem Kaiser, welcher ebenfalls ein großer Musikkenner und Clavierspieler war. Sie überlebte ihren Gemahl und starb am 19. Januar 1719. Auf ihren Sarg ließ sie die Aufschrift setzen:

„Eleonore, eine arme Sünderin.“

### Verhüteter Meineid.

Dr. Weiß in Leipzig hatte einmal das Glück, eine Kindesmörderin vom Meineide abzuhalten. Er war mit seiner Eideswarnung fertig, und schon hob sie die Finger auf, zu schwören. Jetzt fällt jener edle Mann auf seine Knie nieder, hob seine Hände zu Gott empor und betete. Dies innige Gebet rührte die Delinquentin und vermochte sie zum Geständniß der Wahrheit.

\*) Nach den Berichten von mehreren Reisenden ist jetzt die Trisinsel mit dem Ufer des Niagara durch eine Brücke verbunden, welche auf eisk hölzernen Kegeln ruht, deren jeder mit 100,000 Pf. schweren Steinmassen, um dem Strom Widerstand zu leisten, gefüllt ist. Seitdem hat man die Insel angebaut, und Wohngebäude bieten dem Reisenden Ruhe und Erfrischung.

## Tiefe Ehrfurcht vor Gott.

Der berühmte Kirchenvater Origenes, welcher sich einst zu Jerusalem befand, ward von den Lehrern der Gemeinde daselbst ersucht, in der öffentlichen Versammlung zum Gottesdienste eine Rede zu halten. Er ließ sich bewegen, und schlug die Handschrift der heiligen Bücher auf, um sich eine Stelle aufzusuchen, die er seiner Rede zum Grunde legen könnte. Sogleich fiel ihm folgende Stelle aus den Psalmen in die Augen: Zum Gottlosen spricht Gott, was verkündest du meine Rechte, und nimmst meinen Bund in deinen Mund? Durch diese Worte wurde Origenes bestürzt und tief gerührt. Er rollte die Handschrift der Bibel wieder zusammen und vergoß vor den Augen der ganzen Gemeinde einen Strom von Thränen.

## Edelfinn und Feindesliebe des Herzogs von Guise.

Der Herzog von Guise, der oberste Befehlshaber über die Armee König Karl's des Neunten von Frankreich, ward einen Bösewicht gewahr, der ihm das Leben nehmen wollte, und der ihm gestand, daß er aus Eifer für seine Religion diesen Anschlag gefaßt habe.

Der Herzog, anstatt ihn tödten zu lassen, vergab ihm und sagte: „Wenn deine Religion dich getrieben hat, mir das Leben zu nehmen, ehe du mich hörtest, so verpflichtest mich die meinige, dir das Leben und die Freiheit zu schenken, nachdem ich dich gehört habe. Gehe hin und werde weiser!“

## Geschwisterliebe.

Der Herr v. Romanat zu Marseille ließ kurz vor seinem Tode seine zahlreiche Familie um sein Bett versammeln, und dankte unter andern seinen Kindern für die Freude, die sie ihm durch ihren Gehorsam und namentlich durch ihre Geschwisterliebe bereitet hatten.

„Ehe ich aber sterbe,“ fuhr er fort, „muß ich Euch ein Geheimniß entdecken, welches Einen unter Euch aus Eurem Kreise entfernen wird. Einer von Euch ist nämlich nicht mein leibliches, sondern ein von mir angenommenes Kind; soll ich es nennen? „Nein, nein!“ riefen Alle, wie aus Einem Munde, „wir wollen Alle Geschwister bleiben!“

## Selbsterkenntniß.

Sokrates\*) wurde von den Griechen seiner Zeit für den weisesten Mann ihrer Nation gehalten und erklärt. Er allein hielt sich dieses großen Ehrennamens nicht würdig. „Warum?“ so fragte er sich selbst, „warum mag man mir wohl diesen Namen gegeben haben? Mir, der ich doch, wie andere Menschen, dem Irrthume und der Unwissenheit unterworfen bin, und Fehler genug an mir habe?“ Endlich gab er folgenden Unterschied zwischen sich und Andern an: „Andere Menschen,“ sagte er, „glauben fälschlich, daß sie Viel wissen; ich aber weiß es, daß ich Nichts weiß.“

\*) Sokrates, geb. in Athen ungefähr 469 Jahre vor Chr. Geb., war ein großer Philosoph, der für den weisesten und tugendhaftesten unter allen Griechen gehalten wird.

## Christliche Duldung.

Gustav Adolph, König von Schweden, war ein eifriger Anhänger seiner Religion, aber fern von allem blinden Religionsseifer. Fast alle katholischen Geschichtschreiber versichern einmüthig, daß er mit den Katholischen glimpflicher umgegangen sei, als sie es selbst hätten vermuthen können.

Ob er gleich Länder mit dem Schwert erobert hatte, so schloß er sie doch in dem Besitze ihrer Güter und in der freien Ausübung ihres Gottesdienstes, und bestrafte diejenigen aufs Härteste, die nur die geringste Gewaltthätigkeit ausübten.

Bei seiner Ankunft zu Landsbut in Baiern empfingen ihn die Einwohner knieend. „Stehet auf,“ sagte er zu ihnen, „nicht einen sterblichen Menschen, wie ich bin, sondern Gott müßt ihr anbeten!“

## Standhaftigkeit im Bekenntnisse der christlichen Religion.

Ignatius, ein Schüler des heiligen Apostels Johannes, und Bischof zu Antiochien, einer der berühmtesten Städte Asiens, mußte, mit Ketten beschwert, über 400 Meilen weit, nämlich von Antiochien nach Rom reisen, wo er am 20. December 107 n. Chr. Geb. auf Befehl des Kaisers Trajan den Löwen vorgeworfen wurde. Ehe dies aber geschah, wurden verschiedene grausame Foltern angewendet, um diesen frommen, ehrwürdigen Greis zu bewegen, daß er den Göttern opfern sollte. Unter andern befahl Trajan: „Thut ihm seine Hände auf und füllet sie mit Feuer, laßt ihn mit bloßen Füßen auf glühende Kohlen gehen!“ Hierauf gab Ignatius die Antwort: „Weder brennendes Feuer noch siedendes Wasser kann die Liebe Gottes in mir erlöschten.“ In einem der Briefe, welche er auf der Reise von Antiochien nach Rom an christliche Gemeinden schrieb, liest man unter andern folgende rührende Stelle: Preiset Gott durch Christum, daß er den Bischof in Syrien (er meinte sich selbst) hat wollen hervorbringen zum Märtyrertode. Es ist besser sterben um Christi willen, als herrschen über den ganzen Erdboden. Nach dem Herrn verlangt mich, nach Jesu Christo, dem Sohne Gottes; denselben suche ich, der für uns gestorben und auferstanden ist!“

## Thätige Menschenliebe des Grafen von Berchtold.

Der Graf v. Berchtold in Brünn brauchte das Bad zu N., als ein Wettergusß einem armen Einwohner sein Häuschen wegschwemmte. Der Graf, der fast von allen nützlichen Handwerken Etwas verstand, schaffte Materialien herbei, und mit Hülfe seiner Bedienten, welche alle Hand anlegen mußten, baute er die Hütte besser auf, als sie gewesen war. Diese Arbeit trieb er statt einer Bewegung auf die Badecur, und wenn die Brunnengäste stehen blieben, um ihn mauern zu sehen, hielt er ihnen den Hut vor. Mein Haus muß meublirt sein, sagte er, und durch die Almosen, die er sammelte, wurde der Verunglückte in den Stand gesetzt, von seinem Verluste sich wieder zu erholen.

# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 7.

## Der Mäufethurm bei Bingen am Rhein.

Ein großer Theil unserer Leser hat vielleicht zuweilen schon den Namen jenes unscheinbaren Gebäudes gehört oder gelesen, ohne die Sage zu kennen, die sich an diesen Namen knüpft. Es beruht dieselbe auf einer dem Mainzer Erzbischof Hatto II., der zur Zeit des deutschen Kaisers Otto des Großen (936—973 n. Chr. Geb.) lebte, angeblicheten Grausamkeit; doch ist das Ganze wahrscheinlich nichts weiter als eine dichterische Erfindung des zum Märchenglauben geneigten Mittelalters, da wir aus alten Urkunden ziemlich genau ersehen, daß genannter Erzbischof Hatto ein menschensfreundlicher und würdiger Geistlicher gewesen sei, den der Kaiser sehr hoch geschätzt und deshalb immer um sich gehalten habe. Doch davon weiter unten. Was die Sage selbst betrifft, so erzählen wir diese unsern Lesern in der Weise eines mittelalterlichen Volksliedes, das sich bis auf unsere Tage erhalten hat; es lautet folgendermaßen:

Fürwahr es ist kein Zweifel dran,  
Daß die Maus gar wohl schwimmen kann.  
Denn als Hatto, Bischof zu Mainz (Mainz),  
Das Korn sammelt' in seiner Grenz  
Und arme Leut kamen gelaufen,  
Um für ihr Geld ihm Korn abzukaufen,  
Versperrt er die in eine Schür  
Und ließ sie verbrennen im Feu'r

Als aber die gefangenen Mann  
Ihr Jammergeschrei sängen an,  
Lacht der Bischof von Herzensgrund,  
Sprach mit seinem gottlosen Mund:  
„Wie schön können die Kornmäus sängen;  
„Kommt, kommt, ich will euch mehr Korn bringen!“  
Von Stund an sah er Abentheu'r.  
Die Mäus liefen zu ihm vom Feu'r,  
So häufig, daß Niemand konnt' wehren,  
Sie wollten ihn lebend verzehren.

Darum baut er mitten im Rhein  
Einen hohen Thurm von rotem Stein  
Den Euer viel haben gesehen,  
Darauf den Mäusen zu entgehen.  
Aber es war verlorne Sach,  
Sie schrummen ihm mit Haufen nach,  
Stiegen muthig den Thurm hinauf,  
Fraßen ihn ungebraten auf.

Obgleich nun mehrere Legenden, die wir noch aus dem Alterthume besitzen, die Sache eben so erzählen, vielleicht weil sie einander folgten, so dürfte es doch nichts mehr als eine bloße Fabel sein, da uns unzweideutige Urkunden über Charakter und Lebensweise jenes Mannes genügend belehren. Es sei uns erlaubt, in der Kürze Folgendes aus seinem Leben hier mitzutheilen:

Hatto II. war, bevor er Erzbischof zu Mainz wurde, Abt zu Fulda; dort regierte er nicht allein zwölf Jahre lang sehr löblich, sondern er stand auch in großem Ansehen bei Kaiser Otto dem Großen, dem er durch seine Weisheit fast unentbehrlich geworden war; auf

allen Reisen des Kaisers war er sein steter Begleiter. So ging er mit ihm auf den Reichstag zu Regensburg und dann im Jahr 961 auf jenen berühmten zu Worms, wo der Kaiser seinen Sohn Otto zum Nachfolger im Reiche mit Einstimmung der Reichsstände erklärte. Hatto wohnte hierauf im folgenden Jahre der Kaiserkrönung zu Aachen bei, und wurde als Reichsmarschall nach Italien geschickt, um dort die Zubereitungen zum kaiserlichen Hoflager zu bestellen. Bei der darauf erfolgten Krönung zu Mailand und der Kaiserkrönung zu Rom war Hatto ebenfalls gegenwärtig und unterzeichnete nebst andern Vornehmen des Reichs jene merkwürdige Urkunde, wodurch der Kaiser dem Papste Johann XII. die Erbschaft des heiligen Peters bestätigte. Im J. 965 kam Hatto mit dem Kaiser aus Italien zurück, war aber noch kein Jahr in seinem Kloster, als er abermals mit dem Kaiser und dessen Sohn, dem römischen Könige, nach Rom reisen mußte. Von letztern nicht weniger geehrt und geliebt, als von dem Vater selbst, erhielt er von demselben den glänzendsten Beweis seiner Achtung und die Belohnung seiner Verdienste. Denn als im Jahre 968 der Erzbischof Wilhelm von Mainz, ebenfalls ein Sohn Ottos des Großen, gestorben war, so erhielt Hatto durch Verwendung des Königs Otto II. die erzbischöfliche Würde zu Mainz, welche er jedoch keine zwei Jahre bekleidete. Er starb im Jahr 970 eines sanften Todes und wurde zu Mainz in der Albanuskirche begraben.

Ebenso wie das Leben dieses Mannes, das doch wahrlich fern von gemeiner Grausamkeit war, enthält die Geschichte des Mäufethurms selbst, wie sie sich aus Vergleichen und alten Nachrichten ergibt, eine Widerlegung der oben angezogenen Fabel.

Der Mäuse- oder Mäufethurm war seiner ursprünglichen Bestimmung nach nichts anders, als ein zur Sicherheit und Beschützung der Rheinfahrt und zur Durchsuchung der vorbeifahrenden Schiffe (wegen des Zolls) angelegter und mit Muserie d. h. mit Geschütz in der Folge versehener Mäufethurm. In der gothischen Sprache wird unter dem Worte Mäus, Mäsa ein Harnisch verstanden, die Deutschen erweiterten den Begriff noch, daher z. B. Mäsemeister, so viel als Aufseher des Geschüzes.

Was die Zeit der Erbauung des Mäufethurms betrifft, so haben Einige, weil es mit Hatto II. doch nicht recht gehen wollte, diese beim Erzbischof Willigis, dem zweiten Nachfolger Hatto's, gesucht, der in den Jahren von 975—1011 n. Chr. regierte. Allein auch damals ist noch nicht an vielbesagten Thurm gedacht worden. Er ist vielmehr wahrscheinlich ein Werk des 13. Jahrhunderts und mit dem Schlosse Ehrenfels, welches von dem Rheingauer Bisthum Philipp II. von Bolanden auf Kosten des Erzbisthums Mainz erbaut wurde, ganz gleichzeitig, mithin ums Jahr 1219 entstanden. Schon die bloße Vergleichung der Bauart, besonders der an dem Thurm befindlichen Zierrathen mit jenen des gegenüberstehenden Schlosses Ehrenfels, wird jeden in der alten Baukunst nur leicht Bewanderten überzeugen, daß beide Gebäude zu gleicher Zeit, viel-

leicht von einem und demselben Meister ihr Dasein erhalten haben und nichts weniger als Merkmale der Baukunst des 10. Jahrhunderts an sich tragen. Der Mäuseturm ward stets als eine Vormauer von Ehrenfels betrachtet, daher derselbe auch gewöhnlich, besonders zu Kriegszeiten, mit Mannschaft und Geschütz besetzt und versehen war. Sein Schicksal ward auch stets an das jenes Schlosses gekettet; sobald dieses einmal in Verfall kam, ging es dem Thurne nicht besser. Fest steht er ohne Dach, trauernd und öde da.

### Pferderennen der Engländer.

Das Wettrennen zu Pferde ist ein uralter Gebrauch im Dorfe New-Market, welches sechzig (englische, ungefähr 13 deutsche) Meilen von London liegt. Alle Jahre setzt hier der König hundert Guineen für den besten Käufer aus, und ein Pferd, welches diesen Preis zwei Jahre gewonnen, darf nicht mehr um den Preis laufen. Dieser Flecken ist der Sammelplatz der schnellsten Pferde Englands. Die ganze Rennzeit dauert eine Woche, wird aber jährlich einige Male wiederholt. Man erzieht dazu Pferde von den schönsten arabischen und berberischen Racen; acht Tage vorher kündigen die Zeitungen jedesmal die Rennwoche an und der König sieht dem Wettlaufe öfters zu.

Die gewöhnliche Rennbahn ist beinahe eine deutsche Meile lang, grade und mit niedrigem Grase überwachsen; das Ziel, welches zwei hohe viereckige Pfeiler bilden, steht nahe am Dorfe. Hinter einem dieser Pfeiler befindet sich ein vereideter Wächter, welcher demjenigen Pferde den Preis zuerkennt, dessen Kopf er zuerst hinter dem Pfeiler hervorkommen sieht.

Zu diesem ehrenvollen Wettjagen bereiten sich geübte Reiter durch eine strenge Lebensordnung vor; gewöhnlich sind es kleine, leichte Personen. Ein solcher gewinnender Schnellreiter bekommt außer der vielleicht eingegangenen Wette (s. unten) für jedes Rennen fünf Guineen (die Guinee macht  $6\frac{1}{2}$  Thlr. Gold). Die Reiterkleidung ist eine kurze Weste von Seidenzeug und Atlas, ein kleiner Sommerhut ohne Krempe, bloß mit einem kurzen Aufschlage vorn, lederne Reinkleider und lange scharfe Sporen nebst einer starken Reitpeitsche. Weste und Hut sind stets gleichfarbig, roth, gelb u. s. w. Was die Pferde selbst betrifft, so sind diese meist mager, haben eine schmale Brust und lange feste Füße; ihr Haar ist fein und kurz, der Hals lang und dürr. Man braucht nur Hengste oder Stuten, niemals aber Wallachen. Sie sind ohne Stollen beschlagen, die Mähne wird ihnen rechts und links mit Strohflechten in durchsichtigen Böpfen sehr zierlich eingeflochten. Die ganze Aufzäumung besteht in einer gewöhnlichen starken Trense; außerdem tragen sie über einer wollenen Decke einen ganz kleinen englischen, glatten Sattel, welcher aber vorn und hinten gewölbt und so leicht ist, daß er oft nur drei Pfund wiegt. Ein solches Pferd kostet sechs- bis achthundert Guineen und wird selbst zuweilen noch theurer bezahlt. Um seine Kräfte und Fähigkeiten zu erproben, stellt man erst allerlei Versuche mit ihm an, und versprechen diese Proben einen guten Erfolg, so führt man es oft schon im dritten Jahre auf den Rennplatz; selten sieht man achtjährige Pferde zum Wettrennen vorführen, weil zu solcher Anstrengung viel Jugendfeuer erfordert wird. Gegen die Rennzeit reicht man ihm nur wenig Heu nebst geschältem Hafer, und man treibt es nur allmählig zur Schnelligkeit an, um den Athem des Pferdes zu schonen.

Den Tag vor dem Wettrennen schreibt ein Geschworne das Reitpferd und seine Herkunft auf; sein Alter rechnet man stets vom ersten Mai an, es mag ein Frühlings- oder Herbstfüllen sein. Einige Stunden vorher führt man die Pferde in den Stall des Rennplatzes, worin sich eine Wage befindet; auf dieser werden die Reiter, ehe sie aufsitzen, gewogen. Wenn dieselben und ihre Sättel nicht das gehörige Gewicht haben, so müssen sie in ihre Reinkleidertasche so viel Blei stecken, bis das Gewicht voll ist, denn es wird dasselbe bei jeder Wette ausgemacht, indem man gewohnt ist, den Hengsten und alten Pferden mehr aufzulegen, als den jungen Pferden und Stuten. Bei dem Wettrennen selbst ist es das Gewöhnlichere, nur zwei Pferde auf einmal ablaufen zu lassen, doch kommt es vor, daß man auch zehn Wettläufer zugleich in die Bahn treibt. Alsdann setzt jeder Pferdeeigenthümer eine gewisse Summe für das Pferd aus, welches zuerst das Ziel erreicht; öfters bestimmt man auch, daß einer dem andern den Weg durch Ausbiegen und Kreisbewegungen erschweren soll. Alle angenommenen Wettvorschläge werden vorher durch den Druck bekannt gemacht, und man führt dabei alle Pferde mit Namen und Farbe, wie auch die Namen und Kleidungen der Reiter an. Die ansehnlichsten Wetten finden fast sämmtlich unter den Zuschauern statt, diese geschehen oft mitten im Rennen auf dieses oder jenes Lieblingspferd. Täglich fängt man diese Spiele die ganze Rennwoche hindurch um 1 Uhr an. Jeder Reiter wird in drei Viertelstunden vollendet, und so setzt man sie bis um 4 Uhr fort. Um die festgesetzte Stunde sattelt jeder Reiter sein Pferd und setzt sich auf. Die Stellung des Reiters ist ganz vorgebeugt; in jeder Hand hält derselbe einen Zügel und außerdem in der Rechten noch die Peitsche in die Höhe gerichtet; beide Hände schließen niedrig an. Im Mitte selbst bemüht man sich, einander so nahe als möglich zu bleiben, da der bekannte Ehrgeiz der Pferde, wenn sie sich im Gesichte haben, ihre Anstrengungen bedeutend vermehrt. Ehe die Wettläufer abreiten, fragt der Geschworne einen jeden, ob sie Alles in Ordnung gebracht haben, und auf ihr Bejahen ruft er aus: So reitet zu! Anfangs schont jeder sein Pferd, weil es schon an sich feurig genug in die Zügel schäumt, und bis zur Rennbahnhälfte halten sie sich bei einander. Dann aber stürmen sie, des Zau- mes ledig, wie auf Flügeln des Windes dahin, kaum scheinen die Füße das Erdreich zu berühren, und sie sind schon am Ziele, wenn man kaum noch den dumpf-donnernden Ton der eilenden Mofse gehört hat. Selten bedarf es noch im letzten Moment des Sporns und der Peitsche, denn im schnellsten Augenblicke stürzt sich auch das zurückgebliebene fliegend seinem Ziele zu. In sieben bis acht Minuten sind also die vier englischen Meilen zurückgelegt. Das Pferd des Herzogs von Devonshire soll in einer Minute eine (engl.) Meile durchlaufen haben, jeder Satz, den es fortgeschob, soll 23 Fuß lang gewesen sein.

Die verlierenden Pferde bleiben dennoch selten weit vom Ziele zurück; ein Pferd, das 220 Ellen zurückbleibt, darf nie wieder auf dem Kampfplatze erscheinen. Während des Wettflugs schweben die Wettenden in dem Hause, woraus sie den Act mit ansehen, zwischen Bekommenheit und Hoffnung und folgen mit starrem unverwandtem Blicke ihrem Günstlinge nach. Der Geschworne entscheidet, und sein Ausspruch beendet alle Gegeneinanderwendungen. Ist es der Fall, daß zwei Pferde zugleich das Ziel erreichen, so wird die Wette für ungeschehen erklärt.

Um Ziele selbst bemüht sich Jeder sein Pferd hef-

tig anzuhalten, allein dies ist unter hundert Schritten nicht leicht möglich. Die Reiter selbst sind außer Athem und sehen wie wilde Gespenster aus. Nach dem Absteigen werden sie nebst dem Sattel nochmals gewogen, damit nicht etwa irgend ein Betrug habe unterlaufen können. Die Pferde scheinen weniger von der ungeheuern Anstrengung zu leiden, als man wohl denken mag. Sie dehnen zwar die Hüften weit und schnellaufend auseinander, zittern am ganzen Leibe und alle Adern sind stark angelaufen; doch klopfen die Seiten nicht heftig, sie sind noch munter und rasch, wollen nicht still stehen, scharren mit den Füßen den Boden auf und sind oft so unruhig, als im Anfange. Man sattelt auf der Stelle ab, gießt ihnen etwas Wasser mit weißem Weine in den Mund und führt sie dann in den Stall, wo man sie sogleich reinigt und mit Stroh so lange reibt, bis sie völlig trocken sind. Mehrentheils findet man sie vom Sattel gedrückt, nun bedeckt man sie mit wollenen Decken und führt sie herum. Gewöhnlich sieht man bei jedem Wettrennen neue Pferde, und doch macht man mit demselben Käufer in der Woche mehre Wetten. Es gibt Manche, denen das Glück und die Geschwindigkeit ihrer Rosse zu bedeutendem Reichthum verhilft; Viele aber werden durch dieses, wie durch andere Spiele, die man bei dieser Lustbarkeit in New-Market anstellt, arm und unglücklich.

### Der Orden der deutschen Ritter.

Dieser Orden, welcher, wie so viele ähnliche Einrichtungen, seine Entstehung der phantasiereichen schwärmerischen Zeit des Mittelalters verdankt, kommt auch unter dem Namen des Ordens der deutschen oder Kreuzherren vor. Er wurde 1190 bei Gelegenheit der Kreuzzüge in dem heiligen Lande gestiftet, und weil nur adeliche Deutsche darin aufgenommen werden konnten, der deutsche genannt. Ursprünglich ging sein Zweck auf Vertheidigung des Christenthums gegen die Ungläubigen und auf Pflege der Kranken. Nach und nach gelangte er durch ausgedehnte Eroberungen zu ansehnlichen Reichthümern. Den höchsten Gipfel seiner Macht hatte er im Anfange des 15. Jahrhunderts erreicht, wo er sich von der Oder bis zum finnländischen Meerbusen erstreckte und seine jährlichen Einkünfte auf 800,000 Mark berechnete wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verschwendung und Zwiespalt allmählig in Verfall. Die Ordenskleidung bestand in einem schwarzen Kleide und weißen Mantel, auf welchem ein schwarzes Kreuz an silbernem Bande getragen wurde. Der Großmeister (so heißt der Obere des Ordens) wohnte anfangs zu Jerusalem, nachher aber, als das heilige Land wieder an die Türken verloren gegangen war, zu Venedig. Um das Jahr 1229 wurden die deutschen Ritter von den Polen gegen die Preußen zu Hülfe gerufen, die auch nach einem 53jährigen Kriege die Oberherrschaft des Ordens anerkannten und die christliche Religion annahmen. Darauf nahm der Großmeister seinen Sitz in Marienburg in Preußen. Vorderpreußen ergab sich jedoch, da es sich durch die Herrschaft des Ordens gedrückt fühlte, schon im 15. Jahrhunderte an Polen, und auch für Hinterpreußen mußte der Orden die polnische Lehnherrschaft anerkennen; als er sich derselben entziehen wollte, griff Polen zu den Waffen, und der Erfolg war, daß er nun auch Hinterpreußen verlor, welches 1525 dem damaligen Großmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, als

ein erbliches Herzogthum ertheilt wurde. Hierauf hatte der Großmeister seinen Sitz zu Mergentheim und war ein geistlicher Fürst. Die Besitzungen dieses Ordens, welche Balleien hießen und in Commenthureien abgetheilt waren, denen ein Landcommenthur vorstand, lagen in verschiedenen Ländern zerstreut. Im Jahr 1805 erhielt der Kaiser von Oestreich durch die Bestimmungen des Presburger Friedens die Würde eines Großmeisters des deutschen Ordens nebst allen Rechten und Einkünften. 1809 wurde durch den Wiener Frieden das Großmeisterthum und Orden völlig aufgehoben und die Besitzungen fielen den Fürsten zu, in deren Ländern sie gelegen waren. Mergentheim fiel an das Königreich Württemberg.

### Ueber Bildhauerei der Alten.

Unter dem Worte Bildhauerei versteht man die Darstellung und Nachbildung sichtbarer Gegenstände, nicht nur aus hartem Stoffe, vermittelst des Ausschauens und Schnitzens, sondern auch aus weichen Massen vermittelst des Formens, und aus flüssig gemachten Metallen vermittelst des Gusses. Eigentlich und bestimmter nennt man nur die erste dieser drei Arten Bildhauerei und Bildschnitzerei, die zweite Bildformerei und die dritte Bildgießerei. Die so gebildeten Figuren sind entweder der Art, daß sie von allen Seiten gesehen werden können, dann heißen sie Statuen oder Bildsäulen, oder sie ragen aus flachem Grunde, bloß einem Theil der Oberfläche nach, hervor, dann sind es Basreliefs oder halberhabene Arbeiten.

Die Entstehung dieser Kunst verliert sich in das tiefste Alterthum; Spuren derselben finden sich schon in der mosaischen Geschichte. Die ersten Nachbildungen versuchte man wahrscheinlich in Thon und Erde und es waren dieselben, sowie auch namentlich die frühesten Bildnerwerke aus Holz äußerst roh und unvollkommen, so daß kaum der einem Klose aufgesetzte Knauf einen menschlichen Kopf, oder der Einschnitt am unteren Theile des Holzes die Gegend der Beine zu bezeichnen vermochte.

Doch ehe wir den Fortgang der Bildnerkunst weiter verfolgen, dürfte es dienlich sein, Einiges über die Stoffe und Ausübungsarten dieser Kunst bei den Alten näher zu erörtern. Ursprünglich arbeitete man nur in weichen Massen und hier namentlich in Thon, Gyps und Wachs; selbst in den blühendsten Perioden der Kunst bediente man sich dieser Materien noch zu Vorbildern der in hartem Stoffe auszuführenden Arbeiten. Unter den härteren Stoffen waren Holz, besonders Ebenholz, Cypresse und Ceder, Elfenbein, Marmor, vorzüglich der parische und lydische, und Erz die gebräuchlichsten. Die so gebildeten Figuren waren nun verschieden in Hinsicht ihrer Größe, Bekleidung und Stellung. In sehr großer Menge wurden Basreliefs oder halberhabene Arbeiten von den Bildnern des Alterthums verfertigt, Werke, deren Ausführungsart zwischen Malerei und Bildhauerei gleichsam mitten inne liegt, indem sie eine Fläche zur Grundlage und auf derselben mit dem Meißel ausgearbeitete oder durch den Guß geformte Figuren haben, die nur zur Hälfte oder mehr oder weniger hervorragen. Die gewöhnlichste Materie dieser Kunstwerke war Marmor und Erz; der Inhalt ihrer Darstellung wurde aus der Mythologie, aus der Geschichte oder auch bloß aus der Einbildungskraft des Künstlers geschöpft. Auch ihre Bestimmung

war sehr mannichfach, vorzüglich aber wurden sie entweder auf einzelnen Tafeln, oder auf Schildern, Helmen, Dreifüßen und Altären, Trinkgeschirren und andern Gefäßen, Grabmälern, Urnen und Begräbnislampen, Säulen, Triumphbogen und überhaupt zur Verzierung größerer Gebäude und deren Gesimse häufig angebracht. Eine fernere Ausübungsart der Bildnerkunst bei den Alten ist auch die sogenannte Mosaik- oder musivische Arbeit, die im Alterthume sehr gewöhnlich und zu einer großen Vollkommenheit gebracht war. Sie bestand in künstlich eingelegten Figuren aus vielfarbigen einzelnen Stücken von Ebon, Glas, Marmor oder Edelsteinen und Perlen, womit man die Fußböden und Wände zu verzieren oder auch einzelne den Gemälden ähnliche Tafeln zu verfertigen pflegte. Diese eingelegten Stücke sind in dieser Arbeit oft so klein, daß bisweilen gegen anderthalbhundert dergleichen in den Raum eines Quadratzolls eingeschlossen sind. Am gewöhnlichsten war diese Arbeit zur Zeit des Kaisers Claudius (gest. im Jahre 41 nach Chr. Geb.), und Sosus war einer der berühmtesten Künstler.

Am frühesten von allen Völkern waren jedenfalls die Aegyptier im Besitze der Bildnerkunst, doch hatten ihre Statuen nie das Leben und die Anmuth, die wir so sehr an den griechischen Bildsäulen bewundern; sie waren im Gegentheil höchst einförmig und kalt. Weit merkwürdiger für die Kunstgeschichte sind die Etrusker, die in frühern Zeiten des Alterthums den obern Theil von Italien bewohnten und unter denen die Bildhauerei frühzeitig ausgeübt wurde. Noch haben sich von den Werken derselben viele Ueberreste und Denkmäler erhalten. Der vorzüglichste Rang jedoch in der Kunstgeschichte des Alterthums gebührt unstreitig den Griechen, welche, obgleich sie die ersten Anfänge von andern Völkern entlehnten, doch nachmals alle darin übertrafen. Die eigentliche Entstehungszeit dieser Kunst unter den Griechen läßt sich nicht genau bestimmen, ohne Zweifel hatte sie aber schon zu den Zeiten des trojanischen Krieges (1200 vor Chr. Geb.) einen nicht unbedeutlichen Grad der Ausbildung erreicht. Man hat die Geschichte der griechischen Bildnerkunst überhaupt in vier Perioden getheilt, deren erste die Zeit des ältern Styls in sich begreift und bis auf den Phidias geht, der ungefähr 450 Jahre v. Chr. G. lebte. Von da bis gegen 350 erstreckt sich die zweite Periode des großen und hohen Styls. Die dritte, blühendste Periode der Bildhauerei oder die Zeit des schönen Styls reicht bis zur Entstehung der römischen Monarchie (30 v. Chr. Geb.); die vierte ist die ihres Verfalls unter den römischen Kaisern.

Mit der Eroberung Griechenlands kam auch die griechische Kunst in die Hände der Römer, von denen sie aber mehr beschäftigt und geschützt, als erlernt und ausgeübt wurde. Mit dem immer wachsenden Reichthume und Luxus der Römer stieg auch ihr Aufwand auf Verzierung ihrer Tempel, ihrer öffentlichen und Privatgebäude, ihrer Gärten und Landgüter durch die schönsten Werke griechischer Kunst immer höher und bis zur übertriebensten Ueppigkeit. Doch schon in der letzten Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. G. erlitt die Neigung für Bildhauerei eine merkliche Abnahme und bald nach der Mitte des dritten Jahrhunderts erfolgte ihr gänzlicher Verfall. Durch die Einfälle räuberischer Horden in Italien, durch Erdbeben und Feuersbrünste, durch wiederholte Eroberungen Roms und Konstantinopels, ja selbst durch den äbelverstandenen Eifer mancher Christen wider die Aufbewahrung heidnischer Götzenbilder und Denkmäler ging eine

Menge der herrlichsten Kunstschätze des Alterthums zu Grunde.

Indessen haben sich doch noch viele vortreffliche Werke dieser Art, theils ganz unbeschädigt, theils mehr oder weniger verstümmelt, die man aber in neuerer Zeit wiederherzustellen gesucht hat, erhalten. Die hauptsächlichsten sind folgende:

- 1) die herrliche Gruppe des Laokoon aus weißem Marmor, jetzt in der öffentlichen Kunstsammlung in Paris;
- 2) die Gruppe der Niobe mit ihren Kindern, aus 15 Figuren bestehend. Sie wurde im Jahre 1583 aufgefunden und befindet sich jetzt in der großherzoglichen Sammlung zu Florenz;
- 3) der Farnesische Stier, die größte unter allen antiken Gruppen. Sie besteht aus einem Stier, zwei Jünglingen über Lebensgröße nebst drei kleineren und vielem Nebenwerk; Alles ist auf einen Felsen gestellt. Berg und Figuren sind 12 Pariser Fuß hoch und  $9\frac{1}{2}$  Fuß breit. Man fand diese Gruppe um die Mitte des 16. Jahrhunderts, und sie steht jetzt im Hofe des Palastes Farnese in Rom;
- 4) der Vaticanische Apollo;
- 5) die Mediceische Venus aus sehr klarem weißem Marmor, ein Ideal weiblicher Schönheit;
- 6) der Farnesische Hercules, eine kolossale Statue, fast dreimal Lebensgröße, aus schönem parischen Marmor;
- 7) der sogenannte Torso, ein bloßer Rumpf aus weißem Marmor;
- 8) der Borghesische Fechter, in der Villa Borghese zu Rom;
- 9) der sterbende Fechter. Er liegt auf dem Schilde, auf die rechte Hand gestützt, und scheint seine letzte Kraft anzustrengen, sich emporzuheben;
- 10) Antinous, eine schöne männliche Statue;
- 11) die Farnesische Flora;
- 12) Marcus Aurelius, eine Statue zu Pferde aus vergoldetem Erz, auf dem Forum oder großen Plage des heutigen Capitols zu Rom;
- 13) eine Minerva, die im Jahre 1797 in der Nähe von Belletri gefunden wurde, und sich jetzt zu Paris befindet.

Außerdem haben wir auch noch aus jener Zeit eine große Menge Brustbilder, Vasreliefs, Mosaikarbeiten u. dgl., welche man alle in Sammlungen gebracht hat. Am reichsten an solchen Sammlungen ist Italien, namentlich Rom; doch bewahren auch Deutschland, England und Frankreich nicht unbedeutliche Schätze altgriechischer Kunst.

Einer der edelsten Fürsten war Leopold, Herzog von Lothringen.

Als ihm einst einer seiner Minister die Vorstellung machte, daß seine Unterthanen ihn wegen seiner Wohlthätigkeit zu Grunde richten würden, antwortete er:

„D nein! ich werde um so viel reicher sein, als ich meine Unterthanen glücklicher sehen werde!“



# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 8.

## Eine neue Methode zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln.

Alle Aufbewahrungsmethoden zielen dahin ab, Thier- und Pflanzenstoffe vor der Fäulniß zu sichern. War man nun mit der Ursache derselben bekannt, so konnte man auch bei der Anwendung von Gegenmitteln gegen diese natürliche Auflösung alles Organischen mit um so größerer Sicherheit verfahren. Es ist nun durch Erfahrung erwiesen, daß Thier- und Pflanzenstoffe, welche das organische Leben verloren haben, unter gewissen Umständen der Auflösung in ihre Urbestandtheile unterworfen sind. Im luftleeren Raume erfolgt keine Fäulniß, sie geht rasch von statten unter 60—80 Grad (Fahrenheit's Thermometer), langsamer dagegen unter 50 Grad, kann aber durch Feuchtigkeit bei niedern Temperaturen sehr befördert werden. Die anfängliche Textur fällt aus einander, und es entwickeln sich Lustarten von einer binären (d. h. aus zwei Elementen oder Urstoffen bestehenden) Verbindung. Solche sind Ammoniakgas, eine Verbindung von Stickstoff- und Wasserstoffgas in sehr beträchtlicher Menge; Phosphorwasserstoffgas, von welchem der widerige, aus auflösenden Körpern aufsteigende Geruch herrührt; Schwefelwasserstoffgas und Kohlenwasserstoffgas sind die gewöhnlichsten Producte der Auflösung. Man hält es für wahrscheinlich, daß neben diesen zweifachen Verbindungen noch ternäre oder dreifache entweichen, und daß in letztern namentlich der Sauerstoff der Luft, als Erreger der Fäulniß, vorwaltet. Mag nun der Sauerstoff wirklich die erste unmittelbare Ursache der Zersetzung sein, oder mag dieselbe, wie einige Chemiker annehmen, von der elastischen Eigenschaft der Luft herrühren, so steht doch die Erfahrung fest, daß im luftleeren Raume keine Fäulniß statt findet. Thiere in Schnee und Eis begraben, erhielten sich Jahrhunderte lang; im trocknen Sande Arabiens und Aegyptens könnte man Speisen nach Gefallen aufbewahren. Da nun aber unser Himmelsstrich zwischen den beiden Extremen der Klimate die Mitte hält, so müssen wir, da die Natur uns ihre Hülfe versagt, Wissenschaft und Kunst zu Rathe ziehen. Die Grundlage der neuen Methode besteht darin, sowol die atmosphärische Luft von der Umgebung des zu conservirenden Gegenstandes zu entfernen, als auch ihren Zutritt abzuhalten. Dies wird nun folgender Weise veranstaltet: Man nimmt ein cylindrisches Gefäß von verzinnem Eisenblech; der obere Rand desselben krümmt sich (im Profil) hakenförmig um, sodas der ganze Rand eine hohle Rinne ausmacht. Der Deckel zu einem solchen Gefäße muß eine solche Weite haben, daß er genau auf den tiefsten Theil der Rinne paßt. Ziemlich nahe unter dieser festen Rinne ist eine andere bewegliche, welche mit der obern parallel läuft und welche man nach Belieben an das Gefäß befestigen oder davon abnehmen kann. Er ähnelt der Spiritusrinne unserer Kaffeemaschinen. Es ist nämlich die Absicht, einen luftdichten Verschluss zu machen. Nachdem man in das Gefäß zuvor die auf-

zubewahrenden Victualien gethan hat, belegt man die obere Rinne mit Löthmetall und in die untere thut man glühende Kohlen. Das Metall geräth nun in Fluß. In diesem Zustande legt man den Deckel so auf, daß sein Rand genau von fließendem Metalle umgeben ist. Man entfernt darauf die Kohlen und läßt den Fluß erkalten; dadurch schließt sich der Deckel luftdicht an das Gefäß. In dem Deckel muß aber noch ein kleines Löchelchen bleiben. Nun taucht man das Gefäß in einen Kessel mit siedendem Wasser; dadurch wird die atmosphärische Luft in demselben zu einem so hohen Grade verdünnt, daß ihr Sauerstoff keinen chemischen Einfluß auf die Speisen ausüben kann. Ist die Luft entwichen, so löthet man das Loch des Deckels zu.

Um nun das Gefäß wieder aufzuschließen, verfährt man auf ähnliche Weise. Man legt in die untere Rinne rothglühende Kohlen, setzt das feste Löthmetall in Fluß und nimmt den Deckel ab.

Bei irdenen Gefäßen macht man den luftdichten Verschluss vermittelst Kaoutschouk oder indischem Gummi (India rubber), welcher die Eigenschaft besitzt, daß auf ihn das heiße Wasser selbst in der Siedhitze nicht einwirkt. Die Gefäße müssen am Rande einen horizontalen flachen Vorsprung haben; auf diesen Vorsprung legt man einen Ring von Kaoutschouk, welcher jenen deckt. Der Deckel muß gleichfalls am Rande einen solchen Vorsprung haben. Um nun einen luftdichten Verschluss hervorzubringen, legt man zuvörderst den Deckel mit seinem hervorstehenden Rande auf den Kaoutschouk-Ring und preßt denselben so an, daß man rings umher Klammern, mittels eines Hammers angezogen, befestigen kann. Der dadurch zusammengetriebene Gummi läßt keine atmosphärische Luft in das Gefäß eingehen.

(Repertory of patent inventions.)

## Hans Sachs und die Meistersänger.

Wenn wir die Perioden der deutschen Dichtkunst durchgehen, so gibt uns ohne Zweifel das unbefriedigendste Resultat die der Meistersänger. Wir finden hier nur sehr spärliche Funken jenes allgewaltigen Feuers des deutschen Gesangs, wie es noch hundert Jahre früher in den wahrhaft poetischen und volksthümlichen Liedern der Minnesänger lebte. Der Meister des Nibelungenliedes (Heinrich von Ofterdingen, s. Nr. 25 des Pfennigmagazins), die Sänger der Kreuzzüge waren längst todt, mit ihnen aller Geist und alle Phantasie. Mit dem Verfall des Ritterthums, mit dem Aufhören der Kreuzzüge, welche die Völker mit so viel Begeisterung erfüllten, kurz mit dem Ende des Mittelalters war ein allgemeines Erkalten der Gemüther für Kunst und Wissenschaft unverkennbar. Der Adel, an dem früher die Minnesänger eine so bedeutende, fast ihre einzige Unterstüzung gefunden hatten, wurde jetzt durch Stürme von Außen, durch Verwilberung von

Innen ganz gehindert, der einst so geliebten Beschäftigung mit Spiel und Gesang sich hinzugeben, und so war es kein Wunder, wenn „die frohe Kunst,“ wie die Sprache des Mittelalters sie nennt, an den Höfen und in den Schlössern der Edeln ganz erstarb.

Um jene Zeit vereinigten sich dann in den Städten die Meister eines Gewerbes und bemühten sich, die Kunst des Gesanges, die vor dem Lärm der Waffen floh, noch in ihren Kreisen zu schützen und aufrecht zu erhalten. Leider aber war das frohe, heitere Wesen, wie aus dem Leben, so aus der Dichtung gewichen. Was sonst Phantasie und der freie Ausschweifung des Geistes gethan, das sollte nun ein ängstliches Halten an die Form und eine fast ermüdende Regelmäßigkeit ersetzen. Da wurden neue Gesetze und Regeln geschaffen, in wieviel und wie langen Gliedern ein Vers sich bewegen müsse, welches Wort an der einen Stelle anwendbar sei oder nicht, wo eine gereimte, wo eine reimlose Zeile stehen müsse u. dgl. Diese Gesetzsammlung hieß man *Tabulatur*, und Worte, die in eine solche vorgeschriebene Form gezwängt waren, nannte man *Gedicht*. Uebrigens war jedes Lied der Meistersänger auf Gesang berechnet; wer ein neues Versmaß erfand, erdachte auch zugleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der *Weise* oder des *Tons* begriffen; solcher Weisen aber gab es unzählige. Der Inhalt der Gesänge bestand fast allein aus Erzählungen biblischer Geschichten, oder es waren sonst geistliche Lieder.

Die Meistersänger vereinigten sich nun, wie wir schon erwähnten, in *Zünfte*, und jede hatte ihre *Vorsteher*, welche sie *Merker* nannten. Die Versammlungen wurden auf der Herberge gehalten, zuweilen auch an Sonn- und Feiertagen in der Kirche; so z. B. in Nürnberg, der Vaterstadt des Hans Sachs, wo die berühmteste Singhule war, in der Katharinenkirche. Zu Anfang der Versammlung konnte Jeder aus dem Volke auftreten und ein von ihm gefertigtes Gedicht vorlesen (das sogenannte *Freisingen*). Dann trat das *Hauptsing* ein. Hier trugen die Meister ihre Gedichte vor und unterwarfen sie der Ansicht der Merker, welche theils Preise austheilen, theils aber auch bei vorkommenden Fehlern zu Geldstrafe verurtheilen konnten. Es waren aber jedesmal vier Merker zugegen; der erste beurtheilte den Gegenstand des Gedichts, ob er geistlich und aus der Bibel gegriffen sei; der zweite das Versmaß, der dritte den Reim, der vierte die Melodie. Der Preis des gelungensten Liedes bestand in einem mit einer Münze verzierten Gehänge, womit zugleich das Recht verbunden war, das nächste Mal unter den Merken sitzen und Lehrlinge des Meistersanges erziehen zu dürfen; diese wurden dann später, wenn sie den Beifall der Meister erhielten, selbst Meister oder, wie man sich auszudrücken pflegte, *gestreit*.

Am längsten erhielten sich die Meistersänger in Nürnberg, wo sie sich noch im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts finden. Da aber Nürnberg der Geburtsort des Berühmtesten der ganzen Zunft, des Hans Sachs, ist, so halten wir es nicht für unpassend, hier über den Mann, von dem auch noch in unsern Tagen so viel Rühmlisches gesprochen wird, Einiges hinzuzufügen.

Er wurde am 5. November 1494 geboren und war, wie sein Vater, Schuster; und wie sehr er auch nachmals in der Dichtkunst sich auszeichnete, so konnte ihn doch nie Jemand bewegen, von einem Handwerke sich loszusagen, was er mit Lust und Liebe von Jugend auf getrieben hatte. Sein Lehrer im Gesang, Namens *Nunnenbeck*, war ebenfalls Meistersänger.

Hans Sachs trat zur lutherischen Religion über, ward *Vorsteher* einer Meistersunft und erhielt bei einem *Hauptsing* den Preis, ein Gehänge mit einer Münze, wovon wir oben sprachen, auf der der König David abgebildet war. Seit jener Zeit hieß der Sänger der König David-Gewinner. Ihm zu Ehren war auch auf eins der Aushängeschilder, wodurch die Meistersänger zu ihren Singübungen einluden, sein Bild gemalt, damit gleichsam Allen das Ziel stets vor Augen schwebte, was sie zu erreichen hätten.

Seine bis jetzt gedruckten poetischen Werke bestehen in 272 weltlichen, 116 allegorischen Erzählungen und 197 Schwänken. Auch mehrere Kirchenlieder, unter andern das so vortreffliche: „Warum betrübst du dich, mein Herz?“ rühren von ihm her.

### Gottlieb Wilhelm Rabener.

Unter allen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts ist fast keiner mehr gelesen worden, als dieser wahrhaft classische Satiriker und Liebling der Deutschen. Bei aller seiner höchst geistreichen, stechenden Satire wurde doch seine Bitterkeit nie persönlich beleidigend, er hielt sie im Gegentheil stets allgemein; seine Schreibart ist volksthümlich und rein und seine mannichfaltigen Erfindungen lassen den Leser nie ermatten, sondern befördern die lustige Laune.

Er wurde am 17. Sept. 1714 auf dem Rittergute Wachau unweit Leipzig geboren und bis in sein 14. Jahr daselbst erzogen. Dann kam er auf die fürstliche Landschule in Meissen und schloß hier den Bund einer unzertrennlichen Freundschaft mit Gellert, Gärtner und Grabener. Mit gründlichen Schulkenntnissen ausgerüstet bezog er 1734 die Universität Leipzig und hörte daselbst in jedem Theile der Literatur die vorzüglichsten Lehrer. Sein Hauptstudium war die Rechtsgelahrtheit, in der er außerordentliche Fortschritte machte. Unter diesen ersten Arbeiten vergaß er jedoch die Musen nicht, welche überall seine liebsten Begleiterinnen waren und ihm die Arbeiten seines Berufs versüßten. Verstand und lebhafter Witz machte ihn bald bekannt, sodaß sich Viele an ihn drängten und seine Freundschaft suchten; besonders schloß er sich an die jungen Männer an, die um diese Zeit so wohlthätig auf die Verbesserung des deutschen Geschmacks wirkten. Die Epsilon seiner poetischen und satirischen Den ergossen sich in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes.“ Als sich nachher die besten Theilnehmer an dieser Zeitschrift zur Herausgabe der *Bremischen Beiträge* verbanden, war auch er unter ihnen und half diese Monatschrift zu der Höhe emporheben, die sie in der deutschen Nationalliteratur erreicht hat. Sie beförderte guten Geschmack und Reinigung der deutschen Sprache.

Die Beschäftigungen mit den Musen waren für Rabener eigentlich nur Erholungen nach schweren Amtverrichtungen, denn seit dem Jahre 1741, wo er zum *Steuer-Revisor* des Leipziger Kreises ernannt wurde, war er bis an sein Ende der thätigste Geschäftsmann. Bald erkannte der Staat seine großen Fähigkeiten und benutzte sie. Schwierigere Arbeiten fielen gewöhnlich ihm zu, und er brachte sie glücklich zu Ende. Er faßte eine Sache leicht auf und hatte überhaupt einen geübten Blick, vollbrachte daher in kurzer Zeit mit wenig Anstrengung mehr, als ein Anderer mit ängstlichem Fleiße vermochte. Zeitig hatte er an seinen Berufsgeschäften Geschmack gefunden; von der Landesverfassung, insbe-

sondere dem Steuerwesen unterrichtete er sich mit fast mehr als nöthiger Sorgfalt. Mit einem ungeheuern Fleiße sammelte er alle Gesetze und Verordnungen über diesen Gegenstand aus den ältesten Landtagsacten, Rescripten und Befehlen und ververtigte daraus höchst schätzbare Repertorien. Dabei hatten seine der Gattung nach trockensten Arbeiten das Gepräge eines guten Geschmacks und offenen Kopfes; seine Vorträge, Gutachten und Ausfertigungen sind kurz und deutlich, ohne Weiterschweifigkeit oder Ueberladung mit Kunstwörtern. Im Jahre 1753 wurde er in das Obersteuercollegium nach Dresden berufen. Bald nachher gab er den vierten Band seiner satirischen Schriften heraus und beschloß damit seine literarische Laufbahn; in diesem Vorsatze vermochten ihn auch nicht die Witten seiner Freunde wankend zu machen. Zwar arbeitete er noch an satirischen Aufsätzen, doch sollten diese erst nach seinem Tode bekannt werden. Aber im Jahre 1760 gingen bei der Belagerung von Dresden alle seine Handschriften mit seinen übrigen Habseligkeiten im Feuer zu Grunde. Nur seine gute Laune ging nicht verloren. Erst in den folgenden Jahren, da seine Kräfte abnahmen und er sichtbar dem Grabe entgegen ging, verschwand allmählig Munterkeit und Witz. Er sah indessen seiner Auflösung getroßt entgegen und am 22. März 1771 machten wiederholte Anfälle von Schlag seinem Leben ein Ende. Deutschland verlor an ihm einen seiner ersten und besten Schriftsteller, Sachsen einen seiner thätigsten Patrioten, sein Fürst einen treuen Diener.

Rabener gehörte zu den außerordentlichen Menschen, welche die Natur vorzüglich zu der Rolle ausgerüstet hat, die sie in der Welt spielen sollen. Er dachte und sagte Alles auf eine ihm eigne Weise; seine Einfälle waren natürlich und ungesucht, aber so auffallend lustig und scherzhaft und von so durchdringendem Wize, daß es unmöglich war, dadurch nicht aufgeheitert zu werden. Dabei war sein Gemüth selbst immer heiter und ruhig, das Unangenehme im menschlichen Leben rührte ihn nur sehr leicht und sein Geist blieb immer frei genug, neben dem Trüben auch das Angenehme und Scherzhafte zu bemerken. Darum war er der beste Gesellschafter; er sprach ebenso gute Einfälle aus, als er schrieb, er erzählte ganz vortrefflich, er spottete mit wahren Wize und beleidigte doch nie. Er war freimüthig, ohne unbescheiden, offenherzig, ohne schwaghast zu sein.

Nicht lange nach seinem Tode wurde eine schätzbare Sammlung seiner Briefe, begleitet mit Nachrichten von seinen Lebensumständen und Schriften, durch Wize veranstaltet, die man auch in der Folge in die vollständige Sammlung seiner Schriften mit aufnahm. Alles in diesen Briefen ist Wahrheit und Natur und sie sind ein ansehnlicher Beitrag zu den meisterhaften Briefsammlungen, die Deutschland besitzt.

### Merkwürdiger Ausgang eines englischen Criminalprocesses.

Daß in England, wo Spiel und Wetten oft den Reichen in einer kurzen Zeit zum Arnen machen, solche Leute, die durch diese Beutelleerenden Zeitvertreibe in Verlegenheit gekommen sind, auf den Straßen mit, wenn auch meistens nicht geladenen, Pistolen sich bei den dieselben Passirenden bisweilen zu erholen suchen, ist nicht unbekannt.

Einst hielt einer von diesen Highwaymans (Straßenräuber) einen reichen Wollhändler an, zwang ihn,

ganz unvorbereitet auf solch einen Anfall, nicht bloß mit ein paar Guineen, sondern mit einer ziemlich ansehnlichen Banknote sich zu lösen, bedankte sich höflich und sprengte davon.

Der Räuber, dem in mancher Rücksicht daran gelegen sein mochte, unerkannt zu bleiben, hatte unter andern Hülfsmitteln auch einer schwarzen Perücke sich bedient, die fast sein ganzes Gesicht bedeckte. Jetzt war er kaum einige hundert Schritte von dem Orte seines Fanges entfernt, als er diese Haarhaube wegwarf und weiter eilte, ohne für deren ferneres Geschick besorgt zu sein. — Die Straße, wo dies geschah, gehörte nicht zu den sehr besuchten Straßen Englands; die Perücke war überdies noch auf einen Nebenweg hingeschleudert worden; sie lag daher ein ziemliches Weitehen, ehe sich ein Liebhaber dazu fand; aber endlich kam der einzige Sohn eines reichen Esquire, dessen väterliches Gut in der Nähe war, geritten, sah sie, hob sie aus Neugier mit seiner Reitgerte empor und kam durch ein unglückliches Dhngefahr auf den Einfall, sich einen Spaß damit machen zu wollen. „Wenn ich dies Scheusal“ (dacht er bei sich selbst) aufsetzte, so würde mich vielleicht unser eignes Hausgesinde, wohl gar meine leibliche Schwester nicht kennen. Ich habe ja nicht weit bis heim! Was thut's, ich will's versuchen.“ Er setzte sie auf und ritt ganz gelassen weiter.

Ehe er auf seines Vaters Grund und Boden kam, mußte er noch die Landstraße durchschneiden und sowol bei einem Schlagbaume als einem Zollhäuschen vorbei, wo Wegegeld entrichtet ward. Er that dies, unbekümmert wegen der Leute, die er dabei stehen sah; aber desto mehr bekümmerten sich dieselben um ihn. Denn siehe da, durch einen neuen unglücklichen Zufall hielt hier in eben diesem Augenblicke jener vor Kurzem erst beraubte Wollhändler an und erzählte einigen von ungeschicklich getroffenen Bekannten sein trauriges Abenteuer. Jetzt, als er im besten Erzählen unsern jungen Esquire daher traben sah und auf seinem Kopfe jene Perücke erblickte, die er nur allzu gut sich gemerkt hatte, unterbrach er sogleich seine Erzählung und rief hastig! „Ei seht da! Unser Highwayman! Greift ihn! greift ihn!“ Seine Gefährten, getäuscht wie er, legten sogleich Hand an. Ehe der arme bestürzte Jüngling ein Wort nur reden konnte, war er auch schon vom Pferde herunter gezogen. Es half nichts, daß er sich zu erkennen gab, nichts, daß der Zolleinnehmer selbst nun für ihn und seine Unschuld Leib und Leben zu verspfänden sich erbot, nichts, daß von allen geraubten Stücken auch nicht ein einziges bei ihm zu finden war. Der Wollhändler blieb dabei, er erkenne seinen Räuber in ihm. Das Begehren der Verhaftung mußte ihm gewillfahret werden und der peinliche Proceß nahm seinen gewöhnlichen Lauf.

Der Sachwalter des jungen Esquire that alles Mögliche, um die Schuldlosigkeit seines Clienten ins helle Licht zu setzen. Man gab ihm durchgängig das vortheilhafteste Zeugniß; aber wegen der verdächtigen Viertelstunde konnte er doch durch keinen Zeugen sich rechtfertigen; der Wollhändler, auch ein sonst unbefehlener Mann, beharrte auf seiner Aussage, legte den Eid darauf ab und die zwölf Geschworenen sprachen das fürchterliche guilty aus.

In England, wie bekannt, werden alle Gerichtshandel bei offenen Thüren geführt. Bei dem gegenwärtigen Verhör war der wahre Thäter vom Anfang bis zum Ende Zuschauer gewesen, hatte aber weislich geschwiegen, bis die Geschworenen gestimmt hatten. Jetzt trat er hervor, wandte sich zum Richter und sagte:

„Der Criminalproceß sei zwar ganz ohne Parteilichkeit, ganz ohne Verletzung irgend eines Gesetzes geführt worden; doch schien es ihm, als hätten Kläger und Geschworene zu viel auf den Punkte mit der Perücke geachtet. Wenn es ihm erlaubt sei, wolle er dies sofort durch ein augenscheinliches Beispiel beweisen.“ — Der Richter, der nichts eifriger wünschte, als seinen Angeklagten retten zu können, gab diesem neu Auftretenden gern Erlaubniß, seinen Beweis zu führen, und ließ die Perücke ihm reichen, die während des ganzen Handels da gelegen hatte.

Er stürzte sie auf, indem er dem Wollhändler den Rücken zukehrte. Dann aber wandte er sich schnell um zu ihm, und mit eben dem Blick, dem Ton, der Geberde, der Drohung in Hand und Worten rief er: „Deine Börse her, Glender!“

Kaum sah dieser so plötzlich jenes Original vor sich stehen, das ganz ein Da Capo mit ihm spielte, als er auch augenblicklich seinen bisherigen Irrthum und seinen wahren Feind erkannte. — „Gott verdamme mich (schrie er auf), ich habe mich betrogen; dieser hier ist mein Spießbube!“

Aber eben so rasch war jener mit dem schwarzen Stuhle wieder herunter und wandte sich lächelnd zum Richter: „Ew. Herrlichkeit sehen nun, wie drehend dieser gute Mann durch die Perücke gemacht wird; kaum sieht er in ihr mich ganz Unschuldigen, mich, der ich so lange völlig unbemerkt und dicht vor seinen Augen stand, so bin ich sogleich seinen Gedanken nach sein Räuber. Bei Gott, ich glaube, er hätte Ew. Herrlichkeit ein gleiches Compliment gemacht, wenn Sie eher den nämlichen Einfall gehabt hätten. Wenigstens hat er jetzt seinen Eid widerrufen und den Beklagten frei gesprochen.“

Nach englischen Gesetzen galt über diesen letzten Punkt keine Frage mehr, und eben so wenig konnte er, nach einem schon geleisteten falschen Eide, noch einen neuen schwören, oder irgend eine Klage gegen seinen mutmaßlich wahren Räuber anheben; zumal,

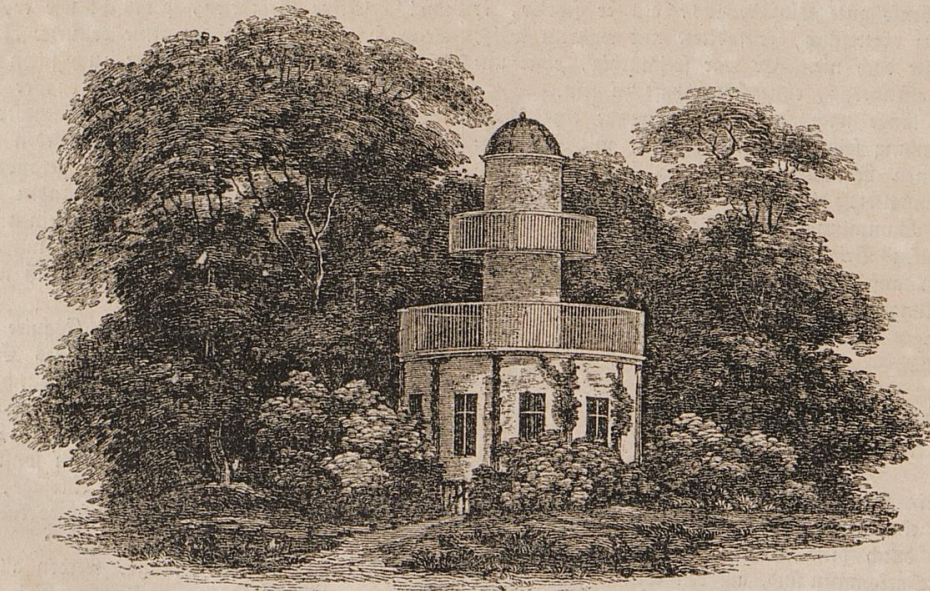
da gegen diesen nicht der geringste übrige Verdacht obwaltete. W.

In London ist man so human, auf Selbsttriebsmaschinen Patente zu geben, obwohl man keineswegs an die vorgebliche, schon durch den Namen angedeutete Leistung glaubt. Eine solche Maschine will nun Herr Philipp Augustus von Chapeaurouge erfunden haben; in Frankreich nannte er sie „Volant moteur perpetuel“; in England self-acting motive-power. — Wer mit den Gesetzen der Statik und Mechanik bekannt ist, wird nimmer an die Möglichkeit glauben, daß man solche Maschinen herstellen könne. Alle Versuche der Art, mobilia perpetua zu Stande zu bringen, sind gescheitert. Einem wissenschaftlich gebildeten Mechaniker fällt es überhaupt nicht bei, eine Idee auf einen ungewissen Erfolg hin ins Leben treten lassen zu wollen. Die meisten Unternehmer dieser Art sind Empiriker, d. h. Leute, welche die Gesetze der Wissenschaft für ihre Arbeiten nicht zu Rathe ziehen. Oft setzen sie ihr ganzes Vermögen an ein Phantom; ihre Idee ist so fix geworden und sie werden davon so beherrscht, daß sie glauben, sie müsse und müsse sich verwirklichen lassen. Empiriker der Art verdienen nach Ansicht des Referenten nicht nur gar keine Unterstützung, sondern aus psychologischen, d. h. Gründen der Seelenlehre, werden aufgeklärte Regierungen stets ein wachsames Auge auf solche, der Geistesverwirrung ausgesetzte Leute haben.

#### Herzens-Güte.

Kaiser Rudolph von Habsburg mußte einst von einigen Leuten wegen seiner allzugroßen Güte Vorwürfe hören.

„Kinder!“ antwortete er, „es hat mich schon oft gereut, daß ich zu streng war; nie aber wird es mich reuen, daß ich gut gewesen bin.“



# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 9.

## Das geheimnißvolle Gift, Aqua tofana.

In jenen Zeiten, wo das Sonnenlicht der Wissenschaft und Aufklärung noch nicht seine Alles beleuchtende Mittagshöhe erreicht hatte, konnte blinder Aberglaube, bodenloses Forschen und irriges Umhertappen in der Enträthselung der Natur, Dinge zum Vorschein kommen lassen, die man jetzt unerhört finden würde. Unter Erscheinungen dieser Art gehören die Vergiftungs-greuel mit der Aqua tofana, und man müßte die geschichtlichen Uebertreibungen aus jener Epoche, welche Augenzeuge dieser schrecklichen Scenen war, Lügen strafen, wenn man sie als ersonnene Märchen und das Gift selbst als ein bloßes Phantom betrachten wollte. Ohne jedoch die historischen Relationen von Uebertreibungen frei zu sprechen, um die Aufgabe zu lösen, reine Thatsachen aus den mitunter stark aufgetragenen Schilderungen abzusondern, können wir uns des Geständnisses nicht erwehren, daß das, was als wirklich geschehen mit strenger Gewissenhaftigkeit in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen zu werden verdient, nie ganz den Schein des Romanhaften für unsere aufgeklärte Zeit und verbesserte bürgerliche Ordnung verlieren wird.

Der Aqua tofana wird unter verschiedenen Namen Erwähnung gethan; bald heißt das Gift aqua della Toffanina, bald aqua della Tofania, bald aqua del petesino, bald wiederum aquetta di Napoli (neapolitanisches Wasser), endlich noch einfach aquetta.

Ueber die Stoffe der Zusammensetzung dieses Giftes sind mancherlei Hypothesen aufgestellt; — allein die Symptome, d. h. die äußere Natur und die Wirkungen, wie sie in übereinstimmenden Nachrichten beschrieben werden, können uns den sichersten Maßstab für die Beurtheilung jener Hypothesen an die Hand geben.

Alle Aerzte der damaligen Zeit beschreiben die Aqua tofana als eine geschmacklose und dem reinsten Quellwasser an Klarheit gleich kommende Flüssigkeit; unmittelbar auf den Genuß desselben erfolgten nicht, wie bei andern Giften, Erbrechen oder Convulsionen, sondern die Wirkung begann erst später, oft nach vollen Tagen mit dem Gefühl des Unwohlseins ohne bemerkbare Symptome oder äußere Krankheitszeichen; dann stellte sich ein unlöslicher Durst ein, dessen Hitze mit der Bemühung, ihn zu befriedigen, wuchs. Das Opfer der Aqua tofana versank nun in einen allmählig zunehmenden Zustand der Erschlaffung und Mattigkeit, alle Speisen ekelten ihn an und drückender Lebensüberdruß machte ihm den Tod wünschenswerth, die edleren Organe versagten ihren Dienst, die Lunge ging in Eiter über, bis die gänzliche Erschöpfung der Lebenskraft ein lästiges Dahinleben mit dem Tode schloß. Eine solche Reihe von Zufällen vermochten sechs Tropfen hervorzubringen. Nur sehr starke Dosen (Gaben, Gebet) erregten Beschwerden, Entzündungen oder Fieber. Aber der seltsamste Schleier des Geheimnisses, welcher auf der Natur der Aqua tofana ruhet, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelüftet. Der in das Geheimniß Eingeweihte konnte nach dem Grade der Verdünnung den Todestag seines unglück-

lichen Opfers im Voraus bestimmen. So seltsam dieses klingt, so kann doch Niemand diese von den Schriftstellern jener Zeit einhellig zugestandene Versicherung für die Ausgeburt des menschlichen Hanges zum Wunderbaren erklären, ohne schriftlichen Zeugnissen der Geschichte Gewalt anzuthun. Nur können wir die Wahrheit der mancherlei Berichte, welche uns über die Anwendung dieses furchtbaren Geheimnisses aufbehalten sind, nicht verbürgen. Ein Patron, so wird erzählt, hatte sieben käufliche Pfarren; wenn eine Pfarre durch den Tod des Pfarrherrn erledigt war, so pflegte er die eingetretene Vacanz öffentlich bekannt zu machen, und die Pfründe an den Meistbietenden abzutreten. Als einst eine von seinen Pfarrstellen vacant war, wandte sich ein junger Mann in der Absicht, sich die Pfarre zu erkaufen, ehe er dem Patron seine Aufwartung machte, an den mit ihm befreundeten Organisten, welcher ihm aber dringend von diesem Kaufe abrieth; da jedoch dem Bewerber die Gründe und Vorstellungen seines Freundes nicht genügten, und die geheimnißvolle Art, mit welcher sie vorgebracht wurden, nur seine Neugierde rege machten, so machte er sich anheischig, die Eröffnungen des Organisten mit der strengsten Verschwiegenheit zu besiegeln. Ein verstorbener Mönch, erzählte dieser ihm nun, dem die Last eines schaudervollen Geheimnisses das Gewissen drückte, habe ihn vor seinem Tode zum Vertrauten gemacht, um ruhiger sterben zu können. Wenn ein neuer Pfarrbesizer kommt, fuhr er fort, und dem Patron, der mit ihm einig geworden, seinen ersten Besuch macht, so klingelt er seinem Bedienten und befiehlt, zwei Flaschen Wein zu bringen. Die eine ist mit Aqua tofana versetzt; sie wird dem Pfarrherrn angeboten, die andere behält er für sich. Hat jener ein rüstiges und gesundes Aussehen, so wird ihm eine längere, hat er ein krankhaftes, eine kürzere Lebensfrist bereitet. Als nach dieser Mittheilung der neue Pfarrer sich beim Patron einstellte, kamen die verhängnißvollen Flaschen richtig an. Aber standhaft weigerte er sich, einen Tropfen zu trinken, und glücklich besiegte er mit scheinbaren Entschuldigungsgründen die Ueberredungskünste, welche sein Patron aufbot. Er trat das Pfarramt an und überlebte seine Kollegen.

Die ersten Spuren des Vorkommens der Aqua tofana fallen in das Jahr 1659. Die Erfinderin, ewig ein Schandfleck in den Jahrbüchern der Geschichte, war eine Sicilianerin, zu Palermo wohnhaft. Wann die Beruchte ihr schändliches Gewerbe begann, hat mit Genauigkeit nicht ermittelt werden können; nie aber ist ein Mordgewerbe mit einer so systematischen Schlaueit und Verschlagenheit betrieben worden. Um allen Verdacht von sich zu entfernen, befestete sie ihre kleinen, flachen Giftpföten mit dem Bildnisse des heiligen Nicolaus von Bari mit der Inschrift: „Manna des heiligen Nicolaus von Bari“, und gab somit den Inhalt für die vom Grabe jenes Heiligen gesammelten heilsamen und wunderkräftigen Tropfen aus. Hatte nun Anfangs der lockende Reiz des Geldes der Giftmischerin den ersten Impuls zur Betreibung des schändlichsten aller Gewerbe gegeben, so artete ihr sträflicher Sinn nach und nach

in eine entschiedene und unbezwingliche Vergiftungswuth aus, und Gmelin versichert, daß durch ihre verbrecherische Hand mehr unschuldige Opfer fielen, als durch die kurz vorher im südlichen Italien wüthende epidemische Seuche; sie selbst hat auch von 600 Personen, welche ihr namhaft gemacht wurden, den Mord eingestanden.

So oft sie merkte oder glaubte, daß man Verdacht auf sie werfe, verließ sie die Stadt und verpflanzte als Tropfenhändlerin den Schauplatz der Vergiftungen an einen andern Ort. Endlich aber kamen ihr der Vicekönig von Neapel und der Graf Daun auf die Spur; schnell flüchtete sie in ein Kloster, nahm den Schleier und that das Gelübde. Jedoch das Heiligthum gewährte ihr keinen Schutz; sie ward mit Gewalt aus dem Schooße des Friedens herausgerissen und in dem Castel del Uovo ins Gewahrsam gebracht. Sobald der Erzbischof von Neapel, Cardinal Pignatelli, von dem Vorgange unterrichtet war, beschwerte er sich laut, erklärte ihre Wegnahme aus dem Kloster für einen gesetzwidrigen Eingriff in die Vorrechte der Klöster und für eine schmachvolle Entweihung des Gotteshauses und bedrohte die Stadt mit dem Banne, wenn man ihm Tosania's Auslieferung verweigerte. Aber der edle Fürst löste die mißliche Alternative, in welche er versetzt war, durch den Weg der Gerechtigkeit, und um nicht mit dem Cardinal zu zerfallen, versuchte er eine Nothhandlung. Er ließ das Gerücht ausprengen, daß Tosania's Genossinnen an einem festgesetzten Tage alle Brunnen der Umgegend, ja selbst alle Früchte auf dem Markte unter der Larve von Einkäuferinnen zu vergiften beschloßen hätten. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte das Gerücht die Stadt, und das Furchtbare der Verschwörung konnte seines Sieges über die religiöse Ansicht der Klosterheiligkeit nicht verfehlen. Die List that ihre Wirkung und der Cardinal verständigte sich mit dem Vicekönig über die Verurtheilung Tosania's.

Ueber Letztere weichen die Nachrichten aus jener Zeit ab. Nach Einigen wurde sie gehängt und ihr Leichnam in dem Klosterhofe begraben, nach Andern wurde sie zu lebenslänglichem Gefängnisse verdammt. Garelli berichtet in einem Briefe an einen Deutschen, Namens Hofmann, daß er sie noch 1718 im Gefängnisse zu Neapel sah, und Keysler versichert, sie daselbst noch 1730 angetroffen zu haben.

Kaum aber hatte das Ende ihrer verbrecherischen Laufbahn die Menschen wieder beruhigt, kaum hatte die rächende Nemesis ihren Tribut erhalten, als neue Vergiftungsfälle rüchbar wurden. Wiederum sollte ein Weib die menschliche Würde entehren. Hieronyma Spara, eine Sicilianerin, Tosania's Vertraute, welcher ihre Vorgängerin die Giftmischerei zu Palermo gelehrt hatte, bildete mit röm. Frauen einen förmlichen Vergiftungsverein. Sie zog jedoch nur solche Personen in ihre Pläne, welche die von ihr ausserordener Opfer gewinnen konnten; auch war sie Menschenkennerin genug, um bei der Wahl ihrer Mitschuldigen mit gehöriger Vorsicht zu Werke zu gehen, und wußte mit raffinirter Schlaueit ihre Anträge zu machen. Sie und ihre Mitschwester spielten die Unterhändlerinnen, wenn es sich um solche Eheverbindungen handelte, wo der Götz Mammon eine wichtigere Rolle als Gott Amor spielt; und wußte sie, daß eine Frau nur durch erstern an ihren Mann gefesselt war, so suchte sie oder eine ihrer Genossinnen sich derselben unter irgend einem Vorwande zu nähern und ihr den Mordplan zu insinuiren. Doch auch sie entdeckte endlich das Auge der Gerechtigkeit, und sie wurde nebst ihrer eifrigsten Mitschuldigen, Gratiana, zum Strange verurtheilt. In Italien ward es nun ruhig und die

Wachsamkeit der Behörden verdoppelte sich; aber die Giftmischerei hatte ihre Endschafft noch nicht erreicht, sondern nur den Schauplatz verändert und trieb in Paris ein so unerhörtes Unwesen, daß der König von Frankreich einen besondern Gerichtshof zur Untersuchung von Vergiftungsanklagen unter dem Namen *Chambre des poisons* und *Chambre ardente* einsetzte.

Was nun endlich das Materielle des Giftes selbst betrifft, so sind die Gelehrten darüber verschiedener Meinung. Gagliani und Archenholz halten die *Aqua tofana* für eine Zusammensetzung von spanischen Fliegen und Opium; allein theils müßte eine wirksame Dosis Opium schon sehr stark sein, theils kann die stimulative Wirkung der spanischen Fliege nicht wohl durch Opium aufgehoben werden. Abgesehen davon, daß eine Vermischung dieser Substanzen ihre beiderseitigen Eigenschaften nicht einhüllt, so können sie nie die Farbe des Quellwassers erlangen. Erndtel nimmt das Blei als Hauptingredienz (Bestandtheil) an. Haller in seinem Buche über deutsche Giftpflanzen glaubt, daß sie der, um den Mund gefolterter Personen sich sammelnde Schweiß sei. Allein wieviel Personen hätte Tosania zu Tode martern müssen, um das Mittel zu neuen Mordthaten zu gewinnen? Der schon erwähnte Garelli behauptet jedoch, sie sei eine mit *antirrhenum cymbalaria* versetzte Auflösung von krystallisirtem Arsenik in Wasser, eine Ansicht, welcher auch Bertholinus und viele andere Schriftsteller sich anschließen. Dr. R.

### Die Wohlthäterin Elisabeth Fry.

Je weniger wir an die beschränktere Bestimmung des Weibes den Anspruch ergehen lassen, ihre Tugenden durch ein Wirken in einem ausgedehnten Kreise bemerkbar zu machen, um so erfreulicher muß uns eine weibliche Charaktergröße sein, die, ohne die zarten Schranken des weiblichen Berufes zu überschreiten, das Wohl von Tausenden befördert hat, so daß sie wohl verdient, in die Reihe derjenigen Erscheinungen gestellt zu werden, welche die innigste Hochachtung, ja Bewunderung der Mit- und Nachwelt verdienen. Diese edle Frau, deren Name die Ueberschrift nennt, ist die Treffliche, welche noch jetzt und gewiß noch lange in den Gefängnissen von London mit Ehrfurcht genannt wird, und die, gleich dem edlen Menschenfreunde Howard, der im weitern Kreise für die bejammernswertheste Classe von Menschen Linderung und Rettung zu schaffen suchte, in dem ihr angewiesenen beschränktern, aber darum doch noch immer sehr ausgedehnten Kreise Lehre, Rath, Sitte, Bildung, Glauben, Hoffnung spendete, und die wir daher wohl mit dem Namen seiner Nachfolgerin bezeichnen konnten.

Elisabeth war die dritte Tochter des John Gurney von Carlham in der Grafschaft Norfolk in England und ward im Jahre 1780 geboren. Ihr Vater, ein Mitglied der Secte der Freunde, gewöhnlich Quäker genannt, führte dennoch seine Elisabeth in die große Welt ein, und ließ sie alle Vorzüge genießen, die ihr Geburt, Vermögen und Erziehung gewähren konnten. Und vielleicht hätte der Strudel der Vergnügungen sie nur einer beschränktern Sphäre der Mitwelt als lebenswürdige Gesellschafterin oder als Gattin bekannt gemacht, hätte nicht ein Familienbesuch einiger Geistlichen aus der Secte ihres Vaters die in ihr liegenden Keime zum Hohen, Edlen geweckt und ausgebildet. In einem Alter von 16 Jahren nahm sie mit einer der Tugend eignen, tiefen Empfindung, bei ihrem noch unverdor-

benen Herzen die Lehren des Evangeliums, die jene ehrwürdigen Männer mit Wort und That verkündeten, in sich auf und behielt sie treu in ihrer Brust, da ihr edles Herz nicht mit dem Wortgepränge sich begnügte, sondern das Ausprägen des Gefühls in würdigen Thaten verlangte, auch nachdem die Veranlassung sich nicht mehr in ihrer Nähe befand. Sie bat ihren Vater um die Erlaubniß, einen der Säle seines Schlosses in eine Schule für arme Kinder umzuwandeln zu dürfen. Mit Vergnügen willigte der Vater ein, und nach und nach versammelte sie dort 80 solcher Verlassenen, mit denen sie sich täglich mehrere Stunden beschäftigte. Außer der Ertheilung des Unterrichts in weiblichen Arbeiten las sie die Bibel mit ihnen und erklärte ihnen dieses heilige Buch. Aber auch in ihrem Aeußern ging von dieser Zeit an eine Veränderung vor. Sie legte die modigen Gewänder, die sie bisher getragen hatte, ab und kleidete sich ganz in die Tracht der Quäkerinnen, während sie zugleich auf alle öffentlichen Vergnügungen und Feste Verzicht leistete. So nahte sich das zwanzigste Jahr ihres Lebens, und sie verehelichte sich in demselben Jahre mit Herrn Fry (spr. Frei), der sie nach London, wo er lebte, führte und dadurch ihrer Menschenfreundlichkeit einen willkommenen Wirkungskreis öffnete. Von ihrem Gatten geliebt, fand sie durch das Band der Ehe nicht nur kein Hinderniß in der Ausübung des Guten, sondern seine bereitwillige Unterstützung gab ihr einen Antrieb mehr, durch ein der Häuslichkeit und den guten Werken gewidmetes Leben das höchste Glück zu finden.

Doch nach diesen allgemeinen Zügen kommen wir jetzt auf das speciellere Verdienst, welches sich diese edle Frau um den bis dahin so höchst beklagenswerthen Zustand der Gefängnisse für Frauen in Newgate (spr. Njugeht) erworben hat. Raum hatte sie nämlich von dem Verderben, das dort vorwaltete und unmittelbar Seele und Leib ergreift, gehört, als sie sich an den Gouverneur wandte, um die Erlaubniß zu erhalten, diesen Ort besuchen zu dürfen. Alle seine Vorstellungen, daß der Besuch dieses Aufenthalts des Lasters und der Unordnung in ihre Gedächtniß unauslöschlich den widrigsten Eindruck prägen würde, hielten sie nicht ab, sich in das als der Abgrund aller Nichtswürdigkeit und Verworfenheit anerkannte Gefängniß zu begeben. Als man sie in ein Gemach desselben führte, fand sie darin 160 Weiber beisammen, sowohl solche, über welche erst noch Gericht gehalten werden sollte, als solche, welche bereits verurtheilt waren. Alles war hier vermischt unter einander, und die Kinder, welche in der Schule des Lasters aufgezogen worden waren und nur gotteslästerliche Reden hörten und wiederholten, vermehrten noch das Grausende dieses Aufenthaltes. In demselben Gemache kochte man, aß man, schlief man; kurz Newgate hatte ganz das Ansehen einer Höhle wilder Horden. Gleichwohl machte dieser Zustand der tiefsten Entmenschtlichkeit Elisabeth Fry nicht hoffnungslos. „Ihr scheint mir sehr unglücklich zu sein,“ redete sie die sie umgebenden, neugierig ihre edle Gestalt betrachtenden Weiber und Kinder mit dem Ausdruck der innigsten Theilnahme und Milde an, „Kleider fehlen Euch und Pflege. Sähet Ihr es denn nicht gern, wenn man freundlich für Euch sorgte und Eure Noth zu lindern suchte?“ — „Ei ja wohl!“ antworteten Alle, „wir verlangen ja nichts weiter; aber Niemand nimmt sich unsrer an! Wo sollten wir einen solchen Wohlthäter finden?“ — „Ich bin hierher gekommen, für Euch zu thun, was ich nur kann,“ entgegnete Elisabeth, „und wenn Ihr mir beistehen wollt, so hoffe ich, Euch helfen zu können.“ Nie kann der

Mensch seine göttliche Natur in so hohem Grade verleugnen, daß das Edle auf sein Gemüth nicht einen Eindruck machen sollte. Die Worte des Friedens, die sie sprach, sandten einen niegeahnten Strahl von Hoffnung in die traurige Nacht dieses Kerkers. Als sie sich entfernen wollte, drängten die Frauen sich schon um sie her und suchten ihren Aufenthalt durch Bitten zu verlängern, bis Elisabeth durch ihr Versprechen, wiederzukommen, sie beruhigte.

Und in der That erfüllte sie bald ihr gegebenes Wort. Sie sprach wie eine Dienerin des Gottes der Liebe zu ihnen, um zu trösten. Und waren auch die Fragen, die mehrere dieser Unglücklichen an sie richteten, wer Christus sei? und die Aeußerung: zu ihnen wäre er doch nicht gekommen und sie könnten doch nicht mehr gerettet werden, nicht geeignet, ihren Muth zu heben, so war sie doch zu sehr durchdrungen von ihrem erhabenen Vorhaben, als daß diese grenzenlose Unwissenheit und Irreligiosität ihr alle Hoffnung zur Besserung derselben nehmen konnte.

Sie brachte es dahin, daß die Kinder, welche sich in Newgate vorfanden, in eine im Gefängnisse selbst eingerichtete Schule geschickt wurden, worin sie Unterricht in der Religion bekamen.

Mehrere wackere Frauen der Secte der Quäker traten nun zusammen und bildeten einen Verein für die Verbesserung des Looses der Gefangenen in Newgate; es ward ein Comité aus ihnen dazu eingesetzt und eine Frau, welche man die Matrone nannte, unter Oberaufsicht des letztern mit der unmittelbaren Sorge für jene Unglücklichen beauftragt.

Nachdem Elisabeth ein Reglement über das Betragen der Gefangenen in Newgate entworfen hatte, las sie an einem dazu bestimmten Tage, in Gegenwart des Lord-Mayor (spr. Lord-Mäer) und eines Aldermans, dort selbst jeden Artikel laut vor und fragte die eingekerkerten Frauen, ob sie ihn annähmen; sie möchten dann nur die Hand zum Zeugnisse ihrer Bereitwilligkeit in die Höhe heben. Die einstimmige Annahme des auf Menschenliebe und Frömmigkeit gestützten Grundplans verbürgte dem edlen Vereine allein schon Ehrfurcht und Vertrauen von Seiten der Gefangenen.

Und Dank sei es der frommen Ausdauer dieser würdigen Frau und den unermüdeten Bestrebungen, welche sie Jahre lang dabei anwendete. Newgate hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen und der Einfluß der Tugend das Schauderbild des Lasters gemildert. Newgate ist das Asyl der Reue geworden.

Freitags ist dieses Gefängniß für Jedermann geöffnet; da kann man die Vorlesungen aus der Bibel anhören, die Elisabeth den Gefangenen hält, und die Erklärungen des Textes hören, welche ihr gebildeter Geist und ihr reines Herz hinzufügt. Ihre Stimme ist sehr schön und tief ergreifend. Man fühlt ganz, daß sie von jeher nur der Tugend geweiht gewesen, so rein ist ihr Ton.

Die königliche Familie bezeugte der edlen Elisabeth Fry ihren innigen Antheil; die Stadt London fertigte ihr einen schriftlichen Dank zu, und keinen Engländer gibt es, der nicht ihren Namen segne.

Schließen können wir aber diese kurze Skizze nicht, ohne noch einen Blick auf den Zustand zu werfen, in welchem Newgate sich nunmehr gegenwärtig befindet, und dadurch das deutlichste Bild der segensreichsten Wirksamkeit zu geben, welche das edle Streben einer wahrhaft frommen Frau dort aufgestellt hat.

Das Innere dieses Gefängnisplatzes hat jetzt mehr das Ansehen einer Fabrik als eines strengen Verwahr-

rungsortes. Keine engen Kerker, keine Ketten findet man dort mehr. Alle Hauptthüren sind offen, und die größte Ordnung herrscht in dem Gefängnisse; denn die Gefangenen, welche streng auf die Geseze halten, die sie sich selbst gaben, machen nie den geringsten Versuch, zu entweichen.

Unter Elisabeth Fry hat sich ein Comité von 24 Damen gebildet, sämmtlich der Secte der Quäker angehörend. An jedem Tage besuchen einige derselben die Gefangenen, lesen ihnen aus der Bibel vor, sprechen mit ihnen, kurz, bringen einen Theil des Tages bei ihnen zu.

Die Frauen des Comité geben den Gefangenen Arbeit und bezahlen sie ihnen bei der Ablieferung. Dann wird das Gefertigte Freitags, wo für Jedermann der Zutritt offen steht, verkauft, das Geld aber theils zu Wiederbezahlung der Auslagen angewendet, theils kommt es den Gefangenen zu Gute.

Die Anstalt gibt ihnen Feuerung, Brot, Mittagessen, Frühstück und zwei Unzen Seife jede Woche. Begehren die Gefangenen mehr, so müssen sie sich es selbst anschaffen. Licht gibt man ihnen nicht, doch können sie es auf eigne Bezahlung erhalten.

Früh um 6 Uhr stehen die Gefangenen auf, waschen sich, machen ihre Betten und kehren ihre Kammern aus. Dann sieht die Wartefrau nach, ob Alles in Ordnung ist, und gibt jeder Gefangenen ein Pfund Brot als das Bestimmte auf den ganzen Tag. Um 8 Uhr erhält jede ein Töpfchen Hafergrüße zum Frühstück, worauf sie die Geräthschaften dazu wieder reinigen und um 9 Uhr an die Arbeit gehen.

Um halb 11 Uhr kommen nun die Damen des Comité, und in dem großen Saale wird die Andachtstunde gehalten. Darauf kehrt Alles an die Arbeit zurück. Mittags wird gespeist. Je zwei Tage bekommen sie Fleisch und ein halbes Pfund Erdäpfel, dazwischen eine Suppe und gleichfalls Erdäpfel. Wollen sie Bier oder Porter — die einzigen Getränke, welche erlaubt sind — trinken, so müssen sie dies kaufen; jedoch wird ihnen nie mehr als zwei Maß Bier des Tages gestattet.

Nach Tische arbeiten sie wieder, bis es dunkel wird. Im Winter um 5, im Sommer um 7 Uhr verschließt sie dann der Schließer in ihre Kammern, wo sie, wenn sie es begehren, noch fortarbeiten können.

Immer sind sie in Gesellschaft der Warnerin, wie man diese Person genannt hat. Man wählt sie unter den Gefangenen selbst aus, und sie muß den Damen des Comité oder der Matrone an jedem Tage treuen Bericht von der Aufführung der Gefangenen abstaten.

Eine Warnerin wird so gewählt. Die Damen des Comité suchen diejenige Gefangene aus, die sich am besten aufgeführt hat; dann wird sie in einer Versammlung allen andern Gefangenen vorgeschlagen. Haben diese nun keine gegründeten Einwendungen dagegen zu machen, so wird die Wahl bestätigt.

Diese Warnerinnen tragen ein kupfernes Schildchen am Halse mit der Inschrift ihres Berufs und der Nummer ihrer Classe. Jede Gefangene trägt aber auch ein ähnliches Schildchen mit der Nummer, unter welcher sie beim Eintritte in Newgate eingetragen ward, und der Classe, zu welcher sie gehört.

Kinder von Gefangenen werden, gleichviel, ob sie ehelich oder unehelich sind, bis zum Alter von 7 Jahren in Newgate aufgenommen. Dort ist eine Schule für sie errichtet. Die Lehrerin dabei ist auch eine der Gefangenen, die sich der besondern Belehrung und des dauernden Umgangs der Elisabeth erfreute.

Noch gibt es in den Gefängnissen eine andere

Schule für solche Gefangene, welche nicht lesen und schreiben können und es doch zu lernen wünschen. Die Lehrerin an dieser wie an der Kinderschule bekommt von den Damen des Comité alle Vierteljahre ein Pfund Sterling.

Der Comité, welcher sowohl vom Magistrate als durch freiwillige Geschenke unterstützt wird, liefert Bücher, Papier, Federn, Alles, was Kranke oder Wöchnerinnen bedürfen, und das Gerath für die Kinder.

Auch eine Kapelle befindet sich im Gefängnisse selbst. Zweimal in der Woche ist für die Gefangenen darin Gottesdienst.

Die Obrigkeit hat den Damen des Comité das Recht verliehen, die Gefangenen, welche sich nicht dem Reglement gemäß benehmen, nach Willkür zu bestrafen. Nur sehr selten ist man jedoch genöthigt gewesen, Strenge anzuwenden; und doch hat der größte Theil dieser Frauen höchst strafbare Verbrechen begangen; aber Ordnung, Beharrlichkeit, Gerechtigkeit und Güte üben eine schwer zu widerstehende Wirkung auf die Sittlichkeit und sittliche Besserung aus.

Und so können denn nun durch die fromme Vorsorge der würdigen Frau, von der wir hauptsächlich gesprochen haben, diese Unglücklichen, die sonst dem Elende und der Schande unrettbar preis gegeben waren noch einer glücklichen Zukunft entgegensehen; man gibt ihnen Mittel, sich zu bessern, man belehrt, man unterstützt sie, und als Lohn für thätige Reue bietet sich ihnen die Hoffnung dar, einst der Gesellschaft ihrer christlichen Mitbrüder wiedergegeben zu werden. W.

### Frappantes aus der Geschichte.

König Philipp II. von Spanien (regierte von 1555 bis 1598) schickte seiner Gemahlin Elisabeth (Tochter Heinrich II. von Frankreich) einst, einen Salat vorstellend, eine Schüssel voll Edelsteine. Die Rubinen bedeuteten den Essig, die Topasen das Del, Perlen und Diamanten das Salz und die Smaragden den grünen Salat.

Vor der berühmten Schlacht bei Murten (Stadt im Canton Freiburg. Das Treffen fiel vor an einem Junistage 1476 zwischen den geringzähligen Eidgenossen und dem 40,000 Mann starken Heere des mächtigen Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, der es in Person befehligte. Erstere erfochten den glänzendsten Sieg) hielt der Anführer der Schweizer folgendes Gebet auf den Knien: „Lieber Gott! Haben wir Recht, so steh uns bei! Haben unsere Feinde Recht, so stehe ihnen bei! Haben wir beide Recht, so stehe einmal zu, wie wir uns schlagen werden!“

Unter Cromwell (seit dem 12. Dec. 1653 Lord-Protector der nach Enthauptung König Karl I., am 29. Januar 1649, entstandenen Republik England, Schottland und Irland) beteten die Engländer nicht mehr: Zu uns komme Dein Reich! sie sagten allemal: Zu uns komme Deine Republik! H.

### A u s s p r ü c h e.

„Wer sich aus seinem Leben nichts mehr macht, ist Herr über das meinige“, sagt Seneca.

Friedrich der Einzige von Preußen schreibt: „Es ist schön, Undankbare zu machen, aber schändlich, undankbar zu sein.“ H.



# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 10.

## Entstehung der Krankenanstalt in Sonnenberg bei Koburg im Herzogthume Meiningen.

Lange war das Bedürfnis einer Anstalt, in welcher fremde, hier in Arbeit und Diensten stehende Gesellen und Dienstboten, wenn sie erkrankten, Pflege und Heilung erhalten sollten, gefühlt worden; vielfältig wurden Pläne dazu gemacht, immer aber fehlte die Ausführung. Bei dieser schwankenden Ungewißheit brachen zwei Männer, der verstorbene hiesige Geistliche, Namens Teschner und der noch lebende Arzt Dr. Engelhardt sen., die Bahn, eröffneten eine Kasse zu Beiträgen und gaben am 20. October 1820 selbst eine Summe von 31 Fl. 15 Kr. als den ersten Anfang dazu her. Von dieser Zeit an bis Monat Mai dieses Jahres hatte sich nun bereits die Summe der Beiträge bis auf 1700 Fl. rhein. erhoben, die Zinsen nicht gerechnet, welche von den ausgeliehenen Capitalien erhoben wurden. Es war nun zwar von der großmüthigen Landesherrschaft ein sehr passendes Gebäude zu diesem Behufe angekauft worden, allein da dasselbe größtentheils in seinem Innern von dem vorigen Besitzer nicht vollständig hergestellt worden war, so mußte ein großer Theil der Beiträge hierzu verwendet werden. Und so steht nun zwar das Ganze herrlich und schön in seinem Innern, so wie auch in seiner Umgebung da, indem das wenige Land in ein freundliches Gärtchen verwandelt worden ist, aber auch der Fond hat sich noch nicht wieder gehoben, um von dem Ertrage der Capitalien auch nur eine kleine Anzahl Kranker versorgen zu können. Es ist in zwei kleinen Schriften zu sehen, wie die edle herzogl. Familie und der Königin von England Majestät, viele gute Bewohner der Stadt Sonnenberg, besonders aber viele Eingeborne der Stadt und Gegend, welche im Auslande ihr Unterkommen gefunden haben, es nicht verschmähten, das gemeinnützige Unternehmen zu unterstützen. Diese beiden kleinen Schriften gab der oben genannte Arzt Dr. Engelhardt zum Besten der Anstalt heraus. Die erste, als Einladungsschrift zu Beiträgen, hat die Aufschrift: „Sonnenberg und seine Umgegend;“ die zweite „Ueber den Scheintod.“ Auch im Krankenhause findet sich ein Buch, in welchem folgende Aufforderung zu kleinen Beiträgen enthalten ist:

„Freund! der Du einst in diesem Buche blätterst und die Namen guter Menschen hier aufgezeichnet findest, wisse! daß Du sie hier vereinigt findest, um ihren Kranken Brüdern ein sicheres Obdach, einen Zufluchtsort zu gründen, wo ihnen, entfernt von der Heimat, Pflege und Heilung zu Theil werden soll. Vielleicht findest Du auch hier den Namen eines Verwandten oder Bekannten. Nun! so zeichne auch den Deinigen bei und schenke unserer Anstalt eine kleine Gabe. Gewiß werden sich auch einst Deine Nachkommen oder Bekannte erheuen, Dich in so ehrwürdiger Gesellschaft zu finden. Krankheit und zuletzt der Tod ist aller Sterblichen Loos. Wohl uns, wenn wir Beweise hinterlassen, einst nützlich auf dieser Erde für die Mensch-

heit gewirkt zu haben! Jetzt ist's noch Tag, mein Freund! Einst kommt die Nacht, wo Du nicht mehr wirken kannst.“

Dies erzählt ein Reisender, der die innere Einrichtung des Gebäudes, besonders aber die großmüthige Unterstützung des gemeinnützigen Unternehmens nicht genug zu rühmen weiß. Gewiß ein abermaliges Zeichen, daß das Mitgefühl bei dem Leiden unglücklicher Menschen im deutschen Vaterlande sich nicht vermindert hat. Möge die Anstalt noch fernherin recht viele Beförderer finden!

## Christian von Kleist.

Viel der edeln Männer sind gefallen;  
Aber, Kleist, Dein Name tritt hervor;  
Tritt hervor und hebt, geweigt von Allen,  
Aus der Flut der Zeiten sich empor.  
Liedge.

Diese Worte sind aus der bekannten herrlichen Elegie auf dem Schlachtfelde von Kunersdorf entnommen. Unter den Tausenden, die an jenem blutigen Tage (12. August 1759) der Tod erreichte, war auch der preussische Major von Kleist; er starb in der Blüte seiner Jahre, beweint von Allen, die ihn kannten. Leier und Schwert führte er gleich fertig und manch schönes Lied von ihm erklang mitten in dem Lärm der Waffen.

Die Lebensskizze eines hochgefeierten Deutschen, der mit Heldennuth das Schwert und mit seelenvoller Zartheit die Laute der Dichtkunst führte, wird gewiß in der Brust eines jeden Patrioten Anklang finden. — Ewald Christian von Kleist wurde am 5. März des Jahres 1715 zu Zeblin in Pommern geboren. In seinem neunten Jahre kam er in eine Jesuitenschule in Grosspolen und im 15. auf das Gymnasium zu Danzig; im 17. war er schon fähig, die Universität Königsberg zu besuchen. Konnte er sich hier zwar nicht in den schönen Wissenschaften bilden, die damals auf deutschen Universitäten noch etwas Unbekanntes waren, so war er der Bildung des Geistes doch mit aufrichtiger Liebe zugegan, und seine erworbenen vielseitigen Kenntnisse in der alten Literatur, Philosophie, Mathematik und der Rechte, so wie seine Bekanntschaft mit neuern Sprachen erhoben ihn über die Mehrzahl seiner Standesgenossen.

Als er die akademische Laufbahn vollendet hatte, unternahm er eine Reise zu seinen Verwandten in Dänemark, die ihn bald so liebgewannen, daß sie ihn zum Bürger ihres Vaterlandes zu machen wünschten. Er gab ihren Bitten gern nach, weil er so bald als möglich mit seinen Kenntnissen nützlich zu werden suchte; es schlugen ihm jedoch mehrere Bewerbungen um einen Civildienst fehl und es stand ihm, als einem jungen Herrn von Adel, nur noch ein Weg zur Ehre offen, nämlich der Soldatenstand, und den wählte er in seinem 21. Jahre. Mit eben dem Eifer, den er früher auf die Rechte verwendet hatte, legte er sich nun auf Alles, was in das Gebiet der Kriegswissenschaft gehört,

so daß Jeder glaubte, die Liebe zum Soldatenleben sei ihm angeboren.

Kleist blieb nicht lange dänischer Offizier; er fand keine Gelegenheit, sich als Krieger auszuzeichnen und eilte daher in ein Land, wo er sich eine glänzendere Laufbahn versprach. Gleich bei dem Regierungsantritt Friedrich's des Großen kam er nach Berlin, wo er bald mehrere vortreffliche Männer kennen lernte, mit denen er bald ein engeres Freundschaftsverhältniß anknüpfte. Der König ernannte ihn zum Lieutenant bei dem Regiment des Prinzen Heinrich. Als solcher versuchte er sich zuerst in den Feldzügen, welche die fünf ersten Regierungsjahre Friedrich's auszeichnen, und seine Verdienste erwarben ihm ein Recht auf einen höhern Posten. Unter den Mauern von Prag dichtete er 1744 die Elegie: „Sehnsucht nach Ruhe.“ Im Jahre 1746 bekam er die Stelle eines Hauptmanns, und um dieselbe Zeit erschien sein poetisches Meisterstück: „Der Frühling.“

Vor dem Ausbruche des siebenjährigen Kriegs ernannte ihn der König zu einem der Gesellschafter des jungen Prinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm. — In dem Feldzuge von 1756 bezog er, mit dem Regimente, welchem er angehörte, nach Sachsen marschirt, die Winterquartiere in Zittau. Da seine gesammte Beschäftigung sich hier nur auf den Wachdienst beschränkte, so gab er den Regungen seines Dichtergenius Raum und schrieb mehrere kleine Gedichte, besonders Idyllen, wozu ihm die reizende Umgegend Anlaß gab. Im Frühjahr 1757 ging er nach Böhmen und wohnte der Belagerung von Prag bei; zu Ende des Jahres wurde er Major bei dem Hausen'schen Regiment und kam mit demselben nach Leipzig in Garnison. In dem Feldzuge von 1758 that er sich bei vielen Gelegenheiten hervor, besonders im plauenschen Grunde bei Dresden, als die Preußen durch diese Stadt marschirten.

Im Frühjahr begleitete er den Prinzen Heinrich nach Franken, bald aber wurde er mit dem Corps des Generals von Finck zur Armee des Königs geschickt, das damals den Russen gegenüber stand. Am 12. August fiel die blutige Schlacht bei Kunersdorf, unweit Frankfurt an der Oder, vor, wobei Kleist's Abtheilung im Vordertreffen dem Feuer der Feinde unter allen preussischen Compagnien am Meisten bloßgestellt war. Er führte sein Bataillon gegen den Feind an und eroberte damit drei Batterien. Da wird ihm die rechte Hand durch eine Kugel zerschmettert; er nimmt den Degen in die Linke und stürmt mit seinen Soldaten, die ihn wie ihren Vater liebten, auf die vierte los; aber eine Kartätsche streckt ihn eben zu Boden. Er ward aus dem Schlachtgetümmel getragen, in einen Graben gelegt und so seinem Schicksale überlassen. Die Kosaken, diese entmenschten nordischen Krieger, denen Mitleid ein fremdes Gefühl ist, fielen mit brutaler Habsucht über den in Blut schwimmenden Mann her und rissen ihm Alles, selbst das von Blut triefende Hemde, vom Leibe herunter. Sein Zustand jammerte einige russische Husaren, die vorbeirrten; sie warfen ihm einen alten Mantel, etwas Brod und einen halben Gulden zu. Allein andere Kosaken kamen und nahmen dem Hülflosen auch diese Gabe des Mitleids weg, und so mußte er also nackend und ohne Verband die ganze Nacht hindurch liegen bleiben. Kleist war schwer, aber nicht tödtlich verwundet; dieser schreckliche Zustand jedoch und das Wasser des Morasses, das in seine Wunden drang, machte dieselben tödtlich. Er starb in Frankfurt als Gefangener elf Tage nach der Schlacht. Die Russen gaben ihm ein ehrenvolles Begräbniß.

So endete Kleist in der schönsten Blüte des Man-

nesalters, in seiner Jahre Kraft und Rüstigkeit, und mit diesem allzufrühen Tode hatten die finsternen Schicksalsgöttinnen gewiß auch manche künftige Frucht seines Dichtergeistes in ihrem Keime zernichtet. Viele weinten um ihn, denn es hatten ihn Viele geliebt, und auch die Muse, deren treuer Anhänger er gewesen war, klagte in manchem Liede, das die Freunde seinem Andenken weihten, um den früh gestorbenen Sänger.

G. Stern.

### Die Sage vom Lurleifelsen im Rhein.

Dieser Felsen besteht eigentlich aus sieben größern und kleinern Felsstücken, welche über und unter dem Wasser sich zeigen. Nach mittelalterlichen Sagen waren sie ehemals sieben Jungfrauen, welche mit ihrer reizenden Schönheit eine standhafte Sprödigkeit verbanden. Die Ritter in der Nähe und Ferne kamen zu ihrem Schlosse bei Wesel, sie härmten und quälten sich, von Liebe entbrannt; aber Keinem konnte es gelingen, das Herz auch nur Einer unter ihnen zu rühren. Da wurde über sie das Urtheil gesprochen, daß sie so lange als Felsen im Rheine liegen sollten, bis sie ein Fürst herausstragen und von ihnen eine Kirche bauen würde. Bei stillem Wetter und dem Rieseln des Flusses will man sie zuweilen klagen hören, denn noch hat sich nicht der Fürst gefunden, der sie erlösen wollte.

Unter diesen sieben unglücklichen Jungfrauen hebe sich senkrecht in zerbrochenen Stücken der Lurlei mit wunderbarem Echo vom dunkeln und tiefen Flusse herauf. Die Stimme des Rufenden gibt sich hier nicht, wie bei andern Wiederhallen, abgeprallt zurück, sondern der Laut scheint aus dem Innern des Felsens, wie aus einer heiligen Halle, hervorzugehen; der Ruf klingt öfters fünf Mal deutlich wieder. Die beste Stelle, dieses Echo zu hören, ist die Mitte des Stroms. Schüsse und Waldhornblasen bringen eine schauerliche Wirkung hervor. Das Echo aber soll die Stimme einer Jungfrau sein, welche durch ihre außerordentliche Schönheit alle Männer bezauberte, nur Den nicht, welchen sie liebte; sie entschloß sich daher, in ein Kloster zu gehen, wohin sie ihre drei Liebhaber begleiteten. Da sie aber auf die Höhe des Felsens gekommen war, sah sie unten auf dem Rheine ihren Geliebten dahin fahren. Verzweiflungsvoll stürzte sie sich in den Strom hinab und mit ihr die treuen Ritter, welche den Rhein ebenfalls zu ihrem Grabe wählten. Darum heißt der Felsen auch Dreiritterstein.

Die älteste Kunde von dem Lurleiberge findet sich bei dem alten deutschen Minnesänger Marner, der zu den Zeiten Kaiser Friedrich's II., ums Jahr 1235, lebte.

### Die Targue und das Schifferstechen im südlichen Frankreich.

In den Häfen der französischen Küste am mitteländischen Meere sind zwei Spiele im Gebrauch, die eine vortreffliche Schule für Gewandtheit und Schwimmkunst abgeben. Die Targue, für das Publikum ein sehr belustigendes Schauspiel, besteht in Folgendem: Man legt eine Segelstange quer über ein Schiff, bestreicht dieselbe mit Fett und befestigt an ihrem Ende den Preis. Derjenige, der ihn erlangen will, muß mit bloßen Füßen über diese runde, schlüpfrige Stange gehen und das Ende berühren. Die Anzahl der Seeleute, die sich zu

diesem Spiele einschreiben lassen, ist immer ansehnlich. Eine unendliche Menge Menschen besetzt das Ufer oder bevölkert tausend Rähne. Die Streiter erscheinen in ihrer nur aus leinenen Weinkleidern bestehenden Kampfleidung, thun einen, zwei Schritte, wanken einige Augenblicke und fallen dann ins Meer; sie sinken unter, kommen in kurzer Entfernung wieder zum Vorschein, steigen auf die erste beste Schaluppe, die sie erreichen können, und fangen den unglücklichen Gang von Neuem an. Nach und nach verliert sich das Fett, der Körper erhält sich mehr im Gleichgewichte und so wird der Preis errungen. Unaufhörliches Zurufen und Händeklatschen, das von dem Wiederhale der Wasserbucht verdoppelt wird, ehrt den Ueberwinder und sein Name wird ausgerufen.

Ein zweites, auch anderwärts bekanntes Volksfest jener Gegend ist das Schifferstechen. Es stehen sich hier zwölf leichte Schiffchen, deren Gestalt lang und schmal ist, einander gegenüber; sechs sind himmelblau, sechs roth angestrichen, alle aber mit zwölf Rudern und und Rämpfern besetzt. Auf dem Vordertheile des Rahnes liegt ein Bret, das neun bis zehn Zoll breit ist und vier Fuß hinaussteht; Derjenige, welcher stechen soll, steht auf dem Ende dieses Bretes und hält in der rechten Hand eine Lanze ohne Spitze, in der linken ein hölzernes Schild. Nachdem das Zeichen durch Kanonen und einen Trompetentusch gegeben ist, rennen die Rähne, schneller als Vögel fliegen, gegen einander los. Die Stecher bedecken sich, wenn sie sich nahe kommen, mit dem Schilde und legen die Lanze ein, um ihren Gegner damit ins Wasser zu stürzen. Der, welcher die Mehrsten hinabgestürzt hat, ohne selbst von seiner Stelle gewichen zu sein, erhält den Preis.

In dem Schifferstechen, welches im Jahre 1763 bei Gelegenheit des pariser Friedens gegeben wurde, erschien auch ein alter Mann als Kämpfer, der den Preis drei Mal in seinem Leben davon getragen hatte. Seiner Kräfte und seines Glücks gewiß, erschien er vom Kopf bis auf die Füße in blaues Papier gekleidet und sein Haupt war mit einer Art bunter Mütze bedeckt, welcher Aufzug die Augen aller Zuschauer auf sich zog. Das Vertrauen auf sein Glück hatte ihn nicht getäuscht; auch zum vierten Male ward ihm der Preis zuerkannt. G. Stern.

### Der Taucher.

Nachstehende Erzählung bildet den Stoff zu Schiller's herrlicher Ballade; es ist vielleicht schon deswegen nicht ganz unbelohnend, hier Einiges über den Helden jenes Gedichtes anzuführen.

Der Sicilianer Colas, gewöhnlich Pesce Cola (der Fisch Colas) wegen seiner großen Fertigkeit im Schwimmen genannt, war von armen Kelttern geboren. Neigung und Bedürfnis bestimmten ihn zur Fischerei, und dieses Gewerbe machte ihn mit dem Wasser so vertraut und gewöhnte ihn so an dasselbe, daß er ungern auf dem Lande lebte. Es konnte kein Fisch besser und zuverlässlicher auf den Grund des Wassers gehen und mit einer größern Geschwindigkeit in den Brandungen des Meeres sich bewegen, als dieser Colas. Er ließ sich oft zum Boten von einem Hafen zum andern oder vom festen Lande bis an die nahe gelegenen Inseln brauchen und machte sich besonders alsdann nothwendig, wenn das Meer so stürmisch war, daß sich kein Schiffer demselben anvertrauen wollte. Er schwamm nicht bloß an der Küste hin, sondern er wagte sich auch oft

in die offene See hinein und brachte ganze Tage daselbst zu. Er war auch allen Denen bekannt, welche die Küste von Sicilien und Neapel besaßen. Wenn er ein Schiff, so entfernt es auch sein mochte, vorübersegeln sah, so schwamm er an dasselbe, aß und trank, was man ihm gab, und erbot sich, den Schiffen Neuigkeiten zu bringen, richtete auch alle Aufträge treu aus. Er führte einen sehr guten ledernen Beutel bei sich, worin er die Briefe steckte, um sie vor der Nässe zu schützen.

So lebte er, vertraut mit dem wilden Elemente, bis zu dem Ereignisse, welches unser Schiller so trefflich in einer seiner schönsten Balladen besungen hat. Entweder wollte der König von Neapel, Friedrich, die Talente dieses außerordentlichen Schwimmers auf die Probe stellen oder von der Lage und dem Boden des Meeres in jenem nahe bei dem Vorgebirge Faro gelegenen und ehemals unter dem Namen Charybdis berühmten Strudel näher unterrichtet sein, genug er befahl dem Colas, sich in denselben hineinzustürzen. Dieser erschrak über den Antrag, dessen Gefahren er kannte, und lehnte es von sich ab; der König warf einen goldenen Becher hinein und versprach ihm denselben zu schenken, wenn er ihn wieder herausholen würde. Die Begierde nach dem Golde gab ihm Muth, er wagte sich in diesen fürchterlichen Abgrund und brachte nach Verlauf von drei Viertelstunden den Becher empor. Der König verlangte jedoch eine noch genauere Erzählung, als sie ihm der Taucher gab, von den Besonderheiten dieses Strudels und befahl ihm, sich noch einmal hinunter zu wagen; doch weigerte dieser sich standhafter, als das erste Mal, und nur als der König einen andern goldenen Becher in den Abgrund warf und außerdem noch eine reiche Belohnung versprach, da siegte die Begierde nach Gewinn über die Furcht vor dem Verluste des Lebens. Er stürzte hinunter und Niemand hat ihn wieder gesehen. G. Stern.

### Das Opium- und Tabackrauchen in China.

Das indische Opium wird nach China in Kisten von 100 Catti (à 1 Pfd. 22 Loth  $\frac{2}{3}$  Quentchen wiewer Gewicht) gebracht, worin es in Form breitgedrückter Kuchen von etwa 4—5 Zoll Durchmesser eingepackt ist. Diese Kuchen werden in den Kisten in Reihen neben einander gelegt und mit Spreu emballirt. Bei dem Verkaufe und bei dem Umpacken des Opiums geht man ohne alle Vorsicht zu Werke; die Spreu, womit das Opium verpackt war, wird bei diesem Geschäfte auf dem Verdecke des Schiffes umhergeworfen und, wie wir selbst gesehen haben, sowohl Puter als Ziegen und Schweine befinden sich bei dem Gemusse dieser Spreu sehr wohl, ja sie scheinen eine besondere Vorliebe dafür zu haben. Die Güte des Opiums wird hier nach andern Grundsätzen bestimmt als bei uns; das Opium von Patna und Benares wird hier für das beste gehalten und ist doppelt so theuer als das türkische. Dieses indische Opium ist noch etwas weicher als Honigkuchen, ist von gelbbraunlicher Farbe, glänzt auf dem Durchschnitte und zeigt weiße Pünktchen, wobei die Schnittfläche gleichmäßig fest ist. Nach einigen Jahren wird es härter und verliert alsdann an Güte. Das türkische Opium ist zum Rauchen zu streng und wird deshalb so gering geschätzt. Da die verschiedenen Sorten dieses beliebten Reizmittels so sehr verschieden im Preise stehen, so sind die Verfälschungen der theuerern Sorten durch minder theuere ganz außerordentlich einträglich.

Zum Rauchen des Opiums bedienen sich die Chinesen ganz eigenthümlicher Pfeifen, welche die Form und Länge einer Flöte haben und an dem einen Ende geschlossen, am andern aber als Mundstück zierlich eingefaßt sind. Gegen das Ende zu befindet sich in der Röhre eine Oeffnung, in die ein Pfeifenkopf von der Form einer Zwiebel hineingesetzt wird, welcher auf der Spitze eine kleine Vertiefung hat, in die man das Opium hineinlegt, es an der Flamme einer eigenen kleinen Lampe anzündet und mit starken Zügen austreibt. Man bedarf zum jedesmaligen Rauchen nur sehr kleiner Portionen Opium, etwa zwei Gran auf einmal, die man mit einem kleinen Schaufelchen von Eisen auf den Pfeifenkopf legt; mit 6—8 Zügen pflegt diese kleine Quantität verbrannt zu sein und es dauert auch nicht lange, so stellt sich die angenehm berausende Wirkung ein. Wir sahen eines Tages auf der Halbinsel Macao einen Chinesen, den Diener eines Engländers, der plötzlich vom Pferde fiel, und als wir hinzukamen, ganz bewegungslos auf der Erde lag und in allen seinen Gliedmaßen nicht die mindeste Festigkeit besaß. Der Puls war dabei voll, hart und sehr schnell, so daß wir gar nicht wußten, wofür dieser Zustand zu halten sei. Unter den umherliegenden Sachen, welche dem Chinesen beim Herabfallen vom Pferde entfallen waren, fand sich jedoch ein kleines Döschen von Horn, das mit Opium angefüllt war und welches bald die Ursache des sonderbaren Zustandes errathen ließ.

Gewiß sehr häufig wird man sich die Frage stellen, ob denn dieser unmäßige Genuß des Opiums nicht allmählig die Gesundheit der Menschen untergrabe, worauf wir aber versichern können, daß man es den Chinesen wenigstens nicht ansieht; sie werden im Gegentheil daselbst sehr alt und sind äußerst wohlgenährt. Daß der Genuß des Opiums die Geistesfähigkeiten, besonders das Gedächtniß im hohen Grade schwäche, wollen wir zwar nicht in Abrede stellen; auf den Körper aber scheint es keine besonders nachtheiligen Folgen zu äußern.

Außer dem Opium rauchen die Chinesen auch Taback, und in keinem andern Lande ist die Sitte, sowohl unter Männern als Frauen, allgemeiner als in China; ja für die Frauen, besonders der vornehmern Stände, ist es die gewöhnlichste Unterhaltung, da sie fast Nichts zu arbeiten haben. Im Allgemeinen wird der Taback in China aus sehr langen Pfeifen mit ganz kleinen metallenen Köpfen geraucht; die Pfeifen der Frauen sind noch länger als die der Männer, bisweilen 4 Fuß lang, und die Frauen pflegen sich derselben beim Gehen als Stöcke zu bedienen, um beim Auftreten mit ihren kleinen Füßen ihrem Körper mehr Festigkeit zu geben. Außerdem hat man noch kleine metallene Wasserpfeifen, aus denen ein ganz fein geriebener Taback geraucht wird, während der gewöhnliche Taback, den man aus langen Pfeifen raucht, nach Art des türkischen ganz fein gehobelt ist. So wie der Thee, so wird auch die Pfeife überall präsentirt, wo man zu Gast kommt; in Zeit von 8—10 Minuten ist so ein kleiner Kopf ausgeraucht, und man nimmt dann eine andere Pfeife, die immer in großer Menge bereit stehen

(Aus Meyen's Reise um die Welt, 2 Thl.)

#### Neues aus dem Gebiete der Erfindungen.

Eine überaus empfindliche Waage hat Herr Davis in Chichester gefertigt, und Referent ist der Mei-

nung, daß ihr unter den bereits vorhandenen Kunstwerken dieser Art keines an Zartheit gleichkommen dürfte. Der Waagebalken besteht aus einem Stabe von Cedernholz; die Nre kann vermöge einer Schraube nach Belieben gehoben oder gesenkt werden, um den Schwerpunkt nach Bedürfniß zu erhöhen oder zu vertiefen. Bei der unbedeutenden Berührungsfläche, welche der scharfkantige Zapfen auf einer Thermometeröhre bildet, ist die Reibung äußerst gering. Sie gibt schon bei einem Gewichte von  $\frac{1}{1250}$  eines preuß. Gran einen Ausschlag.

Mechanic's Magazine No. 572.

Auch in der Uhrmacherkunst wird Wunderbares geleistet. Herr Andreas Symington, Uhrmacher in Kassel, machte eine Uhr, welche alle Jahr nur einmal aufgezogen zu werden braucht und deren Mechanismus gleichwol viel einfacher ist als bei den gewöhnlichen Nacht-Uhren. Bei ihrer Ruhe ist sie für Schlafzimmer vorzüglich geeignet. Pendel und Schappement (Eingriff der Spindellappen der Unruhe in das Steigrad) sind in Wegfall gebracht und ein einfacher aber höchst sinnreicher Mechanismus ist mit dem Kronrade in Verbindung gesetzt, so daß dieser Theil des Werkes mit dem sogenannten Eingriffe an den Schlaguhren zu vergleichen ist und nicht die geringste Vibration (elastische Schwingung) hervorbringt. Ein anderer Vortheil, welchen der Erfinder hier realisiert hat, besteht in dem Material der Zapfen, welches ganz ohne Abhängigkeit (gegenseitiges Anziehen des Materials) ist, bedarf also auch keiner Einölung, und somit ist also auch der Gang des Werkes nicht der von dem Oele verursachten Ungleichmäßigkeit ausgesetzt. Nach dieser Methode bearbeitet jetzt Herr Symington ein für London bestimmtes Schlagwerk.

Mechanic's Magazine No. 571.

#### Eisenbahn von Birmingham nach London.

Die wahrhaft großartige Eisenbahnanlage zwischen London und Birmingham ist im raschen Fortschreiten begriffen. Die gradlinigte Niveauböschung ist nunmehr bis an den Hügel Pennrose gelangt, welcher, wie alle Erhöhungen, durchbrochen werden muß. Der erste 20 englische Meilen lange Eisenbahntract wird in zwei Jahren, die ganze Linie in vier Jahren vollendet sein.

(Birmingham Journal.)

Am 4. October 1824 weihte die Casino-Gesellschaft zu Mainz in dem Hofe zum Gutenberge, dem Stammhause Gutenberg's, welcher im Jahre 1436 die Buchdruckerkunst erfand, einen Stein mit folgender Inschrift:

„Dem Erfinder der Buchdruckerkunst,  
dem Wohlthäter der Menschheit,  
Johann Gensfleisch zum Gutenberg,  
weihet diesen Denkstein  
auf der Stelle seines Hauses,  
das ihm den unsterblichen Namen gab,  
die darin vereinte Gesellschaft,  
seine dankbaren Mitbürger.“

Leipzig, gedruckt bei F. A. Brockhaus

# Das Gratis - Magazin.

N<sup>o</sup> 11.

## Der gesellschaftliche Zustand von Santiago.

Wenn wir hier ein einfaches Bild von dem Leben und Treiben der Bewohner von Santiago (in Chile in Südamerika) zu entwerfen suchten, so ist es wohl mehr als zu gewiß, daß sich manche Fehler in das Coloritt desselben eingeschlichen haben, da unser Aufenthalt daselbst theils von zu kurzer Dauer war, und theils zu viele verschiedene Geschäfte uns oblagen, als daß wir uns ganz der Beobachtung des Volkes hätten hingeben können. Wir vermeiden es wohl, die Sitten und Gebräuche dieser Völker mit einem Maßstabe zu messen, der in unserm kalten Norden eingeführt und durch das Recht der Jahrhunderte geheiligt ist, und theilen wir auch hie und da Thatsachen mit, die von den Gebräuchen in unserm Vaterlande sehr weit abstehen, so geschieht dieses nicht, um sie deshalb für schlecht oder gemein zu halten, oder im thörichten Wahne, nur die Sitten unseres Vaterlandes für die einzig richtigen und decenten zu erklären, sondern nur um den Unterschied derselben in so verschiedenen Ländern deutlich zu zeigen, damit der Denker Gelegenheit haben möge, sich von dem Nationalcharakter des Volkes eine vollkommen deutliche Vorstellung zu machen und sodann den Ursachen nachzuforschen, die eine solche Abweichung in den Sitten und Gebräuchen verschiedener Völker hervorzurufen konnten. Daher können wir es nur bedauern, daß die vielen englischen Reisenden, welche, um sich Reichthümer zu erwerben, diese Gegenden in neuester Zeit besuchten und meistens mit fehlgeschlagenen Hoffnungen zurückkehrten, ihre Reiseergebücher dem Publicum mittheilen, worin sie diese lebenswürdige Nation mehrentheils auf eine oft empörende Art und Weise schildern, und zwar zum Lohn für die vielen Beweise der Gastfreiheit und freundlichen Zuverlässigkeit, die sie daselbst gewiß überall empfangen haben, wenn sie nicht mit zu großer Arroganz auftraten. Ganz besonders sind die Damen angegriffen worden und häufig sogar persönlich genannt, wodurch den späteren Reisenden großer Nachtheil erwächst; denn schon gegenwärtig ist die Sitte verschwunden, daß jeder anständige Fremde in die Circle der vornehmsten Familien, ohne besonders eingeführt zu werden, eintreten darf. Die Damen fürchten sich vor dem steifen Engländer, der sich in ihre Sitten nicht fügen kann und sich über sie nur lustig macht, sobald er das Zimmer verläßt; er glaubt sich ausgezeichnet, wenn er von einer Dame Blumen erhält, während die Sitte, Blumen anzubieten, nichts als ein Mittel zur Unterhaltung ist. Der Engländer nennt die Leute unfauber, wenn nach Tische ein Waschbecken herumgeht und die ganze Gesellschaft, Herren und Damen, nach der Reihe sich darin die Hände wäscht, während die guten Leute damit nur die Vertraulichkeit andeuten, in der sie mit ihrem Gaste zu leben wünschen.

Die Bewohner von Santiago stehen schon früh auf und die Damen eilen dann zur Messe; in schwarzer Seide oder in Sammet gekleidet, über und über mit Kanten und Spizen verziert und in lange schwarze Schleier gehüllt erscheinen sie in der Kirche; die meisten

kommen zu Fuß, wenige in Karossen. Dienerinnen tragen feine Decken oder Polster nach, worauf die Senora in der Kirche niederkniet. Schon früh um vier oder fünf Uhr verkündet das Gepressel der kleinen Schwärmer die Frömmigkeit der Bewohner. Nach verrichteter Messe wird Chocolate, Kaffee oder chinesisches Thee getrunken, welche letzteren beiden Getränke in neuerer Zeit sowohl die Chocolate wie den Mata- oder Paraguaythee allmählig verdrängen. Das letztere Getränk bemerkt man in den Häusern der Vornehmen gar nicht mehr. Die Herren pflegen die kühle Morgenluft zu einem Spazierritte zu benutzen, während auf der Plaza wie auf den öffentlichen Plätzen an den Enden der Cannada, einer öffentlichen Pappelallee-Promenade, Markt gehalten wird, und Früchte, Fische und Fleisch in enormen Massen ausgedoten werden. Mit steigender Sonne vermindern sich die Käufer, und während der heißen Tageszeit sind die Victualien von den Märkten verschwunden.

Vormittags machen die Damen einige Visiten in ihren Karossen; dies sind kleine zweirädrige Kutschen mit Glasfenstern versehen, welche durch zwei Maulthiere gezogen werden, auf deren einem der Cochero (Kutscher) reitet. Niemals fahren Herren und Damen zusammen, sondern diese Karossen sind nur für die Damen bestimmt. Mit zunehmender Hitze des Tages nimmt das Leben und Treiben auf den Straßen ab, und Nachmittags ruhen alle Geschäfte. Zwei Uhr ist die gewöhnliche Zeit des Mittagessens, womit man bald fertig ist, denn man lebt außerordentlich mäßig; gleich nach dem Essen aber wird die Siesta gehalten, die gewöhnlich bis gegen sechs Uhr dauert. Während dieser Zeit herrscht eine Todtenstille auf den einförmigen Straßen der Stadt, welche durch die anhaltenden Sonnenstrahlen zu einer außerordentlichen Temperatur erhitzt werden. Alle Kaufmannsläden sind geschlossen und Niemand ist zu sprechen; nur neugierige Fremde und wachhabende Soldaten sind auf den öffentlichen Plätzen zu sehen. Nichts als ein Erdbeben ist im Stande, die Einwohner der Stadt aus dieser Lethargie zu wecken, in die sie nicht etwa durch die unerträgliche Hitze, sondern durch Gewohnheit versallen. Während unserer Anwesenheit fiel ein solches fürchterliches Erdbeben um drei Uhr Nachmittags vor. Misericordia! Un tremblor! un tremblor! (Mitleidiger Himmel, ein Erdbeben! ein Erdbeben!) erscholl es von allen Seiten, und die Bewohner eilten zu den Häusern hinaus, oft im allerlustigsten Anzuge, da sie gerade im Schlafe überrascht waren.

Mit abnehmender Hitze öffnen sich die Häuser wieder, die Kaufleute legen ihre Waaren aus und die Plaza wird wieder durch Handwerker belebt. Das Treiben beginnt von Neuem, man strömt nach den Kirchen und die Promenaden füllen sich; doch plötzlich mit untergehender Sonne erschallt die Glocke zur Oracion (Gebet) und Alles steht still und entblößt das Haupt. Tausende und aber Tausende von Menschen, Reitern und Karossen, Alles bunt durch einander wie das Treiben sie zufällig zusammenführt, werden mit diesem Glockenschlage plötzlich, wie von der Kataleptie, befallen und

denken an ihren gemeinschaftlichen Schöpfer. In abwechselnden Pausen erschallt von den verschiedenen Thürmen ein harmonisches Glockengeläute, das, um Effect hervorzubringen, sehr gut angeordnet ist, bis das Einfallen der dumpfen Glockentöne die Menschen wieder in Bewegung setzt. Alsdann verdoppelt sich der Lärm, gleichsam um das nachzuholen, was man in jenen Augenblicken verloren hat. Buenas noches! Buenas noches! (Gute Nacht! Gute Nacht!) rufen dann die Bekannten einander zu.

Überall, wohin die iberischen Völker ihre Macht und ihre Religion trugen, da hat auch dieser feierliche Brauch tiefe Wurzel gefaßt.

Abends spät, um 9 und 10 Uhr, werden Familienbesuche abgestattet, die bis lange nach Mitternacht fortauern und womit die Tagesarbeit schließt. Besondere Einladungen finden hier nicht statt. Wer einmal durch einen Bekannten des Hauses der Familie vorgestellt ist, dem ist der Zutritt für immer erlaubt; er kann kommen, so oft er will und kann wieder fortgehen, wenn er sich in dem Kreise, den er vorfindet, nicht unterhält, ohne daß es übel aufgenommen wird. Sind die Zimmer des Hauses erleuchtet und stehen die Thüren offen, so ist es ein Zeichen, daß die Familie zu Hause ist und Besuche annimmt. Den Herren vom Hause trifft man nie zu Hause an. Die Damen sind prachtvoll gekleidet und sie schmücken ihr Haar mit duftenden Blumen, wenn sie Besuche annehmen; eine Unterhaltung beginnt, die sich durch witzige Redensarten und Wortspiele besonders auszeichnet, und Musik, Gesang und selbst Tanz von einzelnen Paaren ausgeführt, verkürzt die Zeit; beständig kommen neue Besuchende und andere gehen wieder ab, um noch die zweite und dritte Gesellschaft zu besuchen, was man bis Nachts 12 Uhr fortsetzen kann. Hier kommt man nur zur Unterhaltung zusammen und nicht zum Essen und Trinken, was in manchen andern Ländern Hauptsache ist; gewöhnlich wird hier etwas von eingemachten Früchten präsentiert, die in diesem Lande wie auf der ganzen Westküste von Südamerika und in den übrigen iberischen Colonien unter dem Namen des Dulce so berühmt sind. Man bereitet dieses Dulce, das etwas säuerlich schmeckt, durch Einkochen von Früchten mit Zucker; besonders ausgezeichnet ist das Dulce de membrilla und de lucuma, das von verschiedenen Varietäten der Quitten bereitet wird. Die Verschiedenheit in der Bereitung dieser eingekochten Früchte ist unendlich groß, und die Chilener sind unerschöpflich im Hervorbringen neuer Sorten. Der Consum dieses Artikels ist im ganzen Lande außerordentlich stark und ist selbst ein bedeutender Artikel des Binnenhandels. Das Dulce von la Paz in Bolivien ist weltberühmt und Gegenstand der Ausfuhr. Der Genuß dieser Sachen ist aber auch in der That sehr angenehm, und auf unseren späteren Reisen im Hochgebirge war es oftmals das einzige Erquickungsmittel, das uns geblieben. Man ist davon nur einige Theelöffel voll und trinkt darauf ein Glas Wasser nach. In den vornehmen Familien wird das Dulce auf ganz kleinen Krystallschalen präsentiert; in weniger wohlhabenden Häusern geht eine Schale herum und jeder Gast nimmt sich einige Theelöffel voll, die er sogleich isst, worauf er dann die Schale weiter gibt. Häufig lassen sich in diesen Abendcirceln die Damen Blumen bringen, und mit der anmuthigen Zierlichkeit, die ihnen eigenthümlich ist, legen sie kleine Straußchen zusammen, wozu sie die einzelnen Blumen nach der Verschiedenheit ihrer Farben höchst geschmackvoll anordnen und sie dann den Herren überreichen; es ist dies

eine Sitte, welche nur zur Unterhaltung dienen soll. Gewöhnlich sitzen die Damen und zeigen ihre Geschicklichkeit in der Bewegung des Fächers, den sie mit einer solchen Gewandtheit und Grazie unaufhörlich zu bewegen wissen, daß es ihnen bei uns gewiß Niemand nachmachen wird. Schon von der frühesten Jugend an ist dies das tägliche Studium der jungen Mädchen, wodurch sie sich zuletzt eine Anmuth und Grazie aneignen, in der sie von den Damen keiner andern Nation übertroffen werden. Man möchte die chilenischen Damen eben so wie die peruanischen etwas tadeln, daß sie zu sehr ihrem natürlichen Hange zum Puz sich ergeben und dabei anderer Pflichten ihres Geschlechts verzeihen. Mit manchem würdigen Hausvater haben wir darüber gesprochen, der in die bittersten Klagen ausgebrochen ist. Eine chilesische Dame, selbst vom Mittelstande, geht nur in seidnen Strümpfen und trägt so enge seidene Schuhe, daß dieselben in wenig Tagen zerreißen müssen; ihre Kirchenanzug besteht in Sammet, Seide und Kanzen, die größten und feinsten französischen Schildekrötenkämme trägt sie in den Haaren, oftmals zwei und selbst drei, bloß um ihren Staat zu erhöhen. In den feinsten seidnen Tüchern aus China geht die Dame im Hause umher und liegt damit auf den Fußdecken. Nicht nur, daß das häusliche Glück der Familien dadurch so oft gestört wird und viele eheliche Verbindungen nicht statthaben können, indem den Männern die erforderlichen Mittel dazu fehlen, sondern wir möchten diese Prachtliebe sogar als ein Uebel betrachten, das im Stande ist, den Ruin des Staates herbeizuführen, wenn nicht die gehörigen Mittel ergriffen werden, um diesem unglückseligen Hange entgegenzuwirken. Gute, d. h. praktische Töchterschulen nach europäischer Art müssen eingerichtet werden, und nicht solche, wie die berühmte Erziehungsanstalt von Mora zu Santiago, die, nach unserer Meinung, gerade Das befördert, was mit aller Gewalt unterdrückt werden mußte.

(Aus Meyen's neuester Reise um die Welt.)

### Geistesgegenwart.

Die Baronin von R., ein schönes junges Weib von zwanzig Jahren, war während einer Geschäftsreise ihres Gemahls auf dem Schlosse eines Landgutes zurückgeblieben. Es lag ein Paar hundert Schritte von dem Dorfe und von der Heerstraße entfernt, in einer Gegend, die noch nie von Räubern unsicher gemacht worden war.

Als sie den zweiten Abend nach der Abreise ihres Gemahls sich eben zur Ruhe begeben wollte, entsand in dem Nebenzimmer ein schreckliches Getöse. Sie rief, Niemand antwortete ihr; der Lärm wurde immer stärker, und um sich von der Ursache desselben zu unterrichten, warf sie ein leichtes Gewand um und öffnete die Thür. Aber welche schaudererregende Scene bot sich ihr dar! Zwei ihrer Bedienten lagen in ihrem Blute in der Mitte des voll fremder wild aussehender Männer gefüllten Zimmers, vor deren einem der Baronin Kammerfrau kniete und statt der erbetenen Gnade in dem Augenblicke, als sie die Thüre öffnete, den Todesstoß empfing.

„Seid Ihr da?“ rief sie mit dem verstellten Tone der größten Freude den Zweien entgegen, die sogleich auf sie losstürzten. „Seid Ihr da? Leute, wie Euch, habe ich mir längst gewünscht!“ — „Gewünscht?“ brüllte befremdet einer von diesen Mördern, „wie meint Ihr das?“ — Schon schwang er rücksichtslos den Säbel,

als ihn sein Kamerad aufhieß. „Halt noch einen Augenblick, Bruder,“ sagte dieser, „laß uns erst hören, was sie will.“ „Nichts Anderes,“ fiel die Baronin ein, „als was Ihr wollt. Schon lange sah ich mit Ungeduld diesem Augenblicke entgegen, und es wird weder mich noch Euch gereuen, wenn Ihr mich nur zwei Minuten lang anhören wollt.“

„Redet,“ schrie die ganze Rotte, die indessen herzugekommen war, „und faßt Euch kurz,“ setzte der Fürchterlichste unter ihnen hinzu, „glaubt aber nicht etwa, uns eine Schlinge legen oder uns mit umständlichen Weitläufigkeiten hinhalten zu können, denn Euer Gerede wird Euch doch nicht viel helfen.“ — „Das hoffe ich doch,“ entgegnete sie, „wenn Ihr mir nur auszureden erlaubt.“

„Ich bin die Frau des reichsten Edelmannes im Lande, aber auch zugleich das allerunglücklichste Weib. Mein Mann ist der abscheulichste, eifersüchtigste Fälscher, den die Welt trug. Ich hasse ihn unaussprechlich; von ihm loszukommen und mich zugleich an ihm zu rächen, war schon längst mein Wunsch. Aber es war unmöglich, ihm zu entweichen, denn alle Bedienten waren seine Kundschafter, und während seiner Abwesenheit hat sie der Tyrann sogar als Wächter über mich gesetzt; der dort mit der zerschmetterten Hirschhale war der ärgste von Allen. Ich bin zwanzig Jahre, und wenn mein Spiegel mich nicht trügt, auch nicht häßlich; wollte Einer von Euch mich mit sich nehmen, ich folgte ihm, wohin es wäre. Es soll Euch Alle nicht gereuen, mir das Leben geschenkt zu haben. Ihr seid in einem Schlosse, worin sich viele Reichthümer befinden; aber es ist unmöglich, daß Ihr alle Schlupfwinkel desselben auffinden solltet. Ich will keinen verhehlen, und wenn Euch das nicht um sechstausend Thaler reicher macht, so will ich mich demselben Schicksale, welches meine Kammerfrau erlitt, willig unterwerfen.“

Eine so unerwartete Anrede, der unbesangene Ton ihrer Stimme, erhöht durch den Zauber ihrer Schönheit, machte die Bösewichter stutzig. Sie besprachen sich leise mit einander, doch konnte sie einige Mal deutlich die Worte „nieder mit ihr,“ und „wir wissen, woran wir sind“ vernehmen. Gleichwohl behauptete sie eine so unerschütterliche Gewalt über die in ihrem Innern sich regende Todesangst, daß weder ihre Miene noch ihre Farbe sich veränderte, und sie wußte mit glücklicher Verstellungskunst einer, Vertrauen heuchelnden, Miene ein solches Gepräge von Wahrheit zu geben, daß Einer, vermuthlich der Hauptmann der Bande, zu ihr trat und an sie mit einem scharfen, prüfenden Blicke die Fragen stellte: „Darf ich sicher Euren Worten trauen? und seid Ihr entschlossen, Euch unserer Verbindung anzuschließen?“ Die Raschheit der Antwort: „ja, ja,“ und der lebendige freudige Blick, womit sie begleitet war, gaben keinem weiteren Zweifel an ihrer Aufrichtigkeit Raum. „Nun, so kommt und führet uns. Der Henker traue zwar Euch Weibern, doch für dies Mal wollen wir's wagen. Aber wisset, daß augenblicklich Euer Leben verwirkt ist, so bald wir Verrath merken oder wahrnehmen, daß Ihr auf einen günstigen Augenblick zum Entfliehen wartet.“

„Um Euch den unzweideutigsten Beweis zu geben, wie unendlich willkommen Ihr mir seid, will ich Euch selbst jede Mühe ersparen, Euch durch langes Suchen in den Besitz meiner Schätze zu bringen.“ Hier ergriff sie schnell das nächste Licht und führte den ganzen Haufen durch alle Gemächer. Sie schloß jeden Schrank, jede Thür, jeden Kasten auf, half ausleeren und einpacken, scherzte in dem heitersten Tone, schritt gleichgültig über die Körper der Ermordeten hinweg, sprach mit jedem der Bösewichter,

wie mit einem alten Bekannten, und bot selbst zur mühsamsten Arbeit ihre Hülfe dar.

Geld, Kleider, Alles war nun zusammengerafft und der Hauptmann gab schon zum Abmarsche Befehl, als die Baronin ihn hastig beim Arme ergriff. „Sagte ich Euch nicht,“ rief sie aus, „daß es Euch nicht gereuen sollte, an mir eine Freundin gefunden und meines Lebens geschont zu haben? Glaubt Ihr denn, daß es in Schränken, die so voll Kostbarkeiten sind, keine heimlichen Fächer gebe?“ Sie drückte an einer verborgenen Feder im Schreibepulte ihres Mannes, ein geheimes Fach sprang auf und sechs Rollen, jede von zweihundert Ducaten, kamen zum Vorschein. „Wetter!“ rief der Anführer der Räuber aus, „nun sehe ich, daß Ihr ein braves Weib seid; ich will Euch auch halten wie eine Herzogin!“ „Und wohl besser noch,“ fiel sie lächelnd ein, „wenn ich Euch noch etwas, obschon das Letzte von Allem, sage! Daß Ihr Kundschafter hattet, die Euch meines Peinigers Abwesenheit steckten, begreife ich wohl; aber haben sie Euch denn nichts von den viertausend Gulden gesagt, die er erst vor zwei Tagen einnahm?“ „Nicht eine Sylbe,“ antwortete er; „wo sind sie?“ „D, gut verwahrt, unter Schloß und Riegel! Ihr hättet sie und den eisernen Kasten, der sie einschließt, sicher nicht entdeckt, wenn Ihr nicht, als meine Retter, an mir eine dankbare Freundin gefunden hättet. Mit mir, Kameraden! Ueber der Erde sind wir fertig, nun mag's unter dieselbe gehen. Folgt mir also in den Keller!“

Die Räuber folgten nicht ohne Vorsicht. An den Eingang des Kellers, der mit einer großen Fallthüre versehen war, wurde ein Mann als Schildwache gestellt. Die Baronin führte sie hinab und der Kasten stand in einem Winkel. „Hier,“ sagte sie und bot dem Hauptmann ein Bündel Schlüssel an, „schließ auf und nimm was Du findest zum Hochzeitgeschenke an, wenn Du Deiner Gefährten Einwilligung so leicht als die meinige erhältst.“ Der Räuber versuchte einen Schlüssel nach dem andern, keiner schloß. Er ward ungeduldig, die Baronin war es noch weit mehr. „Gieb her,“ sprach sie, „ich hoffe schneller damit fertig zu werden.“ „D, nun begreife ich wohl, warum es mislang. Verzeiht, wenn die unerwartete Freude über Euren Besuch mich ein wenig außer Fassung gebracht hat. Ich habe die falschen Schlüssel ergriffen; zwei Minuten Geduld und der Fehler ist wieder gut gemacht.“ Sie lief die Treppe hinauf und ehe die zwei Minuten vorbei waren, kam sie schon wieder, doch ging sie langsam, gleichsam athemlos von allzu großer Eile. „Gefunden, gefunden!“ rief sie schon von fern.

Sie war jetzt ungefähr noch drei Schritte von der Schildwache am Eingange des Kellers, als sie mit einem Sprunge auf diesen Clenden, der sich eher des Einsturzes des Himmels als eines solchen Angriffs versehen hätte, lossprang und ihn mit einem Stöße aus allen Kräften die Treppe hinabwarf. In demselben Augenblicke schlug sie die Fallthür zu, schob den Riegel vor und die ganze Bande war in dem Keller gefangen. Mit Blitzschnelle eilte sie auf den Schloßhof und zündete einen einsam stehenden Stall an. Der Wächter im nahen Dorfe erblickte die lodernde Flamme und machte Lärm. Binnen wenigen Minuten war Alles wach und eine Menge Bauern eilten der Brandstätte zu. An der Hofthür des Schlosses erwartete sie die Baronin. „Um zu löschen oder zu verhüten, daß das Feuer nicht weiter greife,“ sagte sie, „sind Wenige von Euch genug. Aber nehmt jezt Gewehre, die Ihr in meines Gemahls Kuchtkammer in Menge finden werdet, besetzt die Zuglöcher des Kellers und laßt keinen von den eingeschperrten

Räubern entfliehen.“ Man gehorchte und es entkam keiner der getäuschten Bande seiner verdienten Strafe.

### Zähne, Zahnlücken und falsche Zähne.

Fast alle Völker des südlichen Asiens, z. B. die Bewohner von Siam, Tunkin, Sina, Japan, Ceylon, die Malayen, die Bewohner der philippinischen Inseln, halten die blendend weißen Zähne, welche die Natur ihnen gegeben hat, für eine Häßlichkeit. Sie meinen dadurch den Hund und Affen gar zu ähnlich zu sein, und färben daher ihre Zähne mit dem Oel der Kokosnußschale glänzend schwarz. Dieses Färben wird bei Knaben und Mädchen, wenn sie aus den Kinderjahren treten, mit großer Feierlichkeit vorgenommen. Es dauert gewöhnlich drei Tage, und während dieser Zeit müssen die armen Kinder strenge fasten, um nicht die Wirkung des Oeles zu stören, womit sie die Zähne beschmieren. Woher diese seltsame Sitte? Alle Bewohner des südlichen Asiens kauen Betel, der aus einem Stücke Arekanuß besteht, die in ein Betelblatt gewickelt und mit Muschelkalk bestreut ist. Das Kauen dieser Masse färbt die Lippen roth und überzieht die Zähne endlich mit einer schwärzlichen Rinde, die gegen die noch übrige Weiße derselben häßlich absticht. Um diesen Schmutz zu verbergen, erhöht man auf jene Art die Schwärze der Zähne und färbt das Ganze. Einige Völker begnügen sich jedoch nicht mit dem Färben; sie überziehen die Zähne der untern Kinnlade oder auch die obere mit Goldblech. Bei Lichte soll das in ihren Augen einen herrlichen Anblick geben. Zuweilen reißt man den Mädchen in früher Jugend vier Vorderzähne aus und setzt statt derselben goldene ein. So kannte man einen holländischen Seemann, welchem diese Sitte dermaßen gefallen hatte, daß er sich ebenfalls vier Zähne ausreißen und Diamanten dafür einsetzen ließ. Selbst unter den Russen herrschte noch zu Anfange des 18. Jahrhunderts die Meinung, daß weiße Zähne allenfalls nur Affen gut ständen. Bei den glänzendsten Hoffsten Peter's I. sah man die vornehmen Russinnen noch mit schwarz gefärbten Zähnen prangen. Unter den Sagen, einem Volke auf der Ostküste von Afrika, lassen sich die mannbaren Mädchen auch vier Vorderzähne ausreißen, aber ohne diese Lücke auszufüllen, welche ihre Liebhaber recht reizend finden sollen.

### Die eßbaren Vogelnester.

Die größte Menge der eßbaren Vogelnester, welche in China, Japan, Ostindien und auch in Europa verbraucht werden, liefern die philippinischen Inseln. Neuere Reisende geben über die Beschaffenheit und die eigentlichen Bestandtheile dieser merkwürdigen Leckerbissen den langerwarteten sichern Aufschluß, daß diese vorzugsweise aus aufgelösten eßbaren Seegewächsen bestehen, welche an den Küsten mehrerer Inseln des indischen Archipelagus sehr häufig vorkommen und daselbst den Eingeborenen sowohl zur Nahrung dienen und als Ausfuhrartikel versandt werden. So findet man z. B. auf dem Markte zu Macao und Kanton große Kisten mit diesen getrockneten Tangen, welche größtentheils von Japan aus eingeführt werden. Die Alge, welche diesen Handelszweig ausmacht, ist der *Sphaerococcus cartilagineus* var. *setaceus* Ag., der hier in Indien außerordentlich häufig vorkommt und von der *Salangane* (*Hirundo escubata* L.), einer Schwalbe, welche die eßbaren

Nester bauet, gefressen und zur Bereitung ihres kostbaren Nestes benutzt wird. Die Schwalbe frisst die frischen Tangen und läßt sie einige Zeit hindurch in ihrem Magen weichen, worauf sie die zu einer Gallerte umgewandelte Masse wieder auswirft und sie zur Bereitung ihres Nestes zusammenklebt. Diese Nester welche später mit Urnath und Federn beschmutzt werden, kommen in rohem Zustande nach China, wo sie in sehr großen, eigens dazu eingerichteten Handlungen vermischt besonnderer Instrumente gereinigt und dann verkauft werden. Diese so berühmten indischen Vogelnester sind demnach fast nichts als der aufgeweichte *Sphaerococcus cartilagineus*, den wir aus der chinesischen See mitgebracht haben, und ihre Wirkung auf den Menschen ist keine andere als die der feinen Gallerte. Bei der Zubereitung dieser Nester wird gewöhnlich eine solche Menge feiner Reizmittel und Gewürze hinzugesetzt, daß sie wohl mit vollem Rechte den ersten Rang unter den Leckerbissen auf der Tafel der Chinesen einnehmen.

Die Japaner haben es wohl schon längst gewußt, daß diese kostbaren Vogelnester nur aufgeweichte Seegewächse sind und bereiten sich daher die Nestersubstanz auf künstlichem Wege, indem sie jene Seegewächse vorher pulverisiren und zu einer dicken Gallerte einkochen, welche sie dann in lange Fäden nach Art der Nudeln und Maccaroni ausgießen und unter dem Namen *Dschinschan* als künstliche Vogelnestersubstanz in den Handel bringen. Große Kisten damit angefüllt haben wir zu Macao und zu Kanton gesehen und deren ebenfalls mitgebracht; die Holländer nennen diese Substanz *Uger-Uger* und gebrauchen sie in großer Menge. Die Chinesen genießen die Vogelnester, sowol die echten als die nachgemachten, in Form von Saucen, welche sie ihren Fleischspeisen beifügen; die Europäer aber, welche sich in China aufhalten, lieben mehr die Form der Gallerte (*Gelée*), wozu sich der *Dschinschan* ganz außerordentlich gut eignet. Ein einmaliges Aufkochen reicht hin, um diese getrocknete Substanz zu einem gleichmäßigen *Gelée* umzuwandeln, welchem dann Wein oder Fruchtstücke zugesetzt werden, um sie wohlgeschmeckend zu machen. Bei dem großen Wohlleben, das die Europäer in China führen, ist der Verbrauch dieser Leckerei ganz außerordentlich groß; den getrockneten *Dschinschan* kann man in kurze Stücke zerschneiden und in heißen Bouillon werfen, wie sie auf den Tisch kommt; in Zeit einer Minute hat sich die Substanz aufgelöst und erhält das Ansehen von durchsichtigen Nudeln, welche sehr gut zu essen sind und bei ihrer sehr großen Nahrhaftigkeit den Magen doch nicht belästigen.

(Aus Meyen's neuester Reise um die Welt.)

### U n e k d o t e .

Der König Heinrich IV. von Frankreich gab auf Bitte eines Prinzen von Geblüte, einem Herrn an seinem Hofe, der wenige Verdienste hatte, den heiligen Geist-Orden. Der neue Ritter sprach, wie es gebräuchlich war, die Worte aus dem Evangelio: *Domine, non sum dignus*, das heißt: Herr! ich bin es nicht werth. Der König antwortete: Ich weiß es wohl, aber ich habe Ihnen diese Ehre nicht versagen können, weil mein Vetter mich so lange darum gequält hat.



# Das Gratis-Magazin.

N<sup>o</sup> 12.

## Ueber Weingährung und Champagnerfabrication.

Wären alle Städte Deutschlands mit lachenden Weinbergen und mit freundlichen Nebengärten umkränzt, so könnte jeder unserer Leser die Anschauung der Weinbereitung mit dem Vergnügen einer angenehmen Landpartie verbinden; aber die Natur hat vorgeschichtlich nicht überall Feuerberge rauchen lassen, auf deren Boden der Wein am Trefflichsten gedeihet, nicht an allen Orten hat der finstere Mythengott Vulkan dem heiteren Bacchus vorgearbeitet. — Zwischen der goldenen und rubinrothen Klarheit des Weines und dem Traubensaft liegt ein langer chemischer Proceß, den wir uns vorgenommen haben in diesem Blatte auseinanderzusetzen. Ehe wir aber zu der Erzählung desselben übergehen, sei uns noch ein, die Pflanzennatur betreffendes, Vorwort vergönnt, ohne welches vielleicht Manches unverständlich bleiben könnte. Sämmtliche Pflanzen sind nur aus drei einfachen Stoffen, dem Sauerstoffe (Oxygen), dem Wasserstoffgase (Hydrogen), dem Kohlenstoffe (Carbon) zusammengesetzt; nur einige, doch sehr wenige, haben außer diesen dreien noch Stickstoff. Jene drei Stoffe werden in ihrer innigen Durchdringung durch die belebende Kraft, deren Natur der menschliche Geist noch nicht erkannt hat, zusammengehalten. Sobald die belebende Kraft oder das Lebensprincip verlischt, gehen die Bestandtheile in eine freiwillige Zersetzung über und werden so dem Einflusse der chemischen Verwandtschaft ausgesetzt \*); auch die äußere umgebende Luft übt dann auf sie eine zersetzende Kraft aus und ihr Sauerstoff geht in neue chemische Verbindungen ein. Diese freiwillige Veränderung, welche erfolgt, wenn Pflanzen oder überhaupt organische, d. h. belebte Körper sich selbst überlassen bleiben, nennt man Gährung. Nun gibt es allerdings auch organische Körper, welche Jahre lang aufbewahrt werden können, ohne eine Zersetzung zu erleiden, z. B. Weingeist, Essigsäure, Benzoesäure. Dies rührt jedoch daher, weil ihre Elemente schon so vertheilt sind, daß sie nicht mehr einander anziehen, um Dasein zu bilden, was man chemisches Gleichgewicht nennt. Endigt jene freiwillige Zersetzung mit der Bildung des Zuckers, so nennt man sie Zuckergährung; endigt sie mit Weingeist oder Alkohol, so heißt sie Weingährung; schließt sie mit Essig, so heißt sie Essiggährung, dagegen endlich die gänzliche Auflösung die faulende Gährung oder Fäulung ist.

Durch eine solche freiwillige Zersetzung wird nun auch der Wein hervorgebracht, nur muß die Kunst diesem natürlichen Vorgange zu Hülfe kommen, und somit ist der Wein ein Kunstproduct; denn die bloßen Trauben würden die faule Gährung erleiden. Wir sagten schon oben, daß man den natürlichen Vorgang der Zersetzung (Proceß), durch welchen sich Alkohol bildet, Weingährung nenne. Da nun Alkohol, als das eigentliche Geistige des Weins, auch durch andere Pflanzen auf dem Wege der Zersetzung gewonnen werden kann,

\*) Vergleiche Pfennig-Magazin No. 44.

so bedarf es nicht gerade der Weinbeere, um Wein zu erzeugen. Machen doch die Tartaren aus Pferdemilch eine Art Wein, unter dem Namen Kumis. Der Italiener Fabbroni bereitet aus einem Gemenge von 288 Theilen Wasser, 36 Theilen Zucker, zwei Theilen Weinstein, 12 Theilen Gummi und einem Theile Weinsteinsäure einen Most, der nachher zu Wein vergohr. Vorzüglich eignen sich jedoch die Hollunderblumen zu künstlichen Weinen, wenn man beweisen will, daß Trauben oder Beeren nicht unumgänglich erforderlich sind. Wir wollen den Begriff Weingährung durch einen Versuch erläutern, den man zu jeder Jahreszeit ohne Beihülfe der Trauben anstellen kann. Man nehme zu fünf Loth Zucker 20 Loth Wasser, nebst etwas Hefen in eine Flasche, auf deren Halse man luftdicht eine Röhre befestigt, welche sich hakenförmig nach unten biegt und deren unteres Ende in einem Gefäße mit Wasser oder mit Quecksilber befindlich ist, so daß die Mündung nach oben steht. Die ganze Vorrichtung wird in diesem Zustande einer Luftwärme (Temperatur) von 60 bis 70 Grad des Thermometers von Fahrenheit oder 24 bis 26 Grad Réaumur ausgesetzt. Das bald erfolgende Aufsteigen der Gasblasen, welche sich in der Nähe der Hefe sammeln, kündigt die nunmehr beginnende Zersetzung an; die Flüssigkeit in der Flasche trübt sich, wird stark bewegt, die Temperatur steigt und auf der Oberfläche sammelt sich Schaum an. Nach einigen Tagen verschwindet der Zucker, in der Flasche bleibt Alkohol zurück und ein sehr geringer Theil der Hefe wird wirklich zersetzt, kommt aber bei der Erklärung des Gährens nicht in Betracht, da die Hefe nur eigentlich als Erregerin der Gährung angesehen werden kann. Das Gas, welches sich entwickelte und aus der Flasche durch die Röhre ging, ist Kohlenensäure. Der Zucker allein ist, welcher sich zersetzt hat. Seine Urbestandtheile oder Elemente sind Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff. Nun ist es unserem Leser vielleicht bekannt, daß Kohlenensäure aus Sauerstoff und Kohlenstoff besteht; der übrig bleibende Wasserstoff bildet mit dem rückständigen Kohlenstoffe und dem Wasser den flüssigen Alkohol, welcher, wie der Zucker, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff besteht. Aber, werden unsere Leser fragen, warum geht denn der rückständige Kohlenstoff nicht mit durch die Röhre? Um diese Frage zu beantworten, verweisen wir unsere Leser wiederum auf den Schluß des Artikels „Chamie“ von No. 44. Die Kohlenensäure hat nämlich die bestimmten Gewichtsverhältnisse von Kohlenstoff und Sauerstoff und nimmt von beiden keinen weitem Zusatz an. Jeder hinzugethane Zusatz würde sich unwillkürlich von der Kohlenensäure ausschließen. Die verschiedenartigen durch Weingährung dargestellten Flüssigkeiten zerfallen in Weine und Biere, und jene unterscheiden sich von diesen dadurch, daß sie aus dem Saft zuckerhaltiger Früchte dargestellt werden. Um nun den Vorgang oder Proceß der Traubengährung mit möglicher Klarheit und Faßlichkeit zu erzählen, wollen wir zuvor sehen, woraus die Traube besteht. Der wunderbare Bau einer Weinbeere ist ein re-

dender Beweis für die göttliche Vorsehung und Güte, die den Wein für den Menschen zum Genuß schaffen wollte und die Trauben dieser Bestimmung zugebildet hat. Beginnen wir also die Zergliederung der Weinbeeren mit ihrer äußersten Haut. Ihr Gewebe ist fest genug, um einer nachtheiligen Einwirkung des Sauerstoffes der äußern uns umgebenden (atmosphärischen) Luft zu widerstehen. Hierauf folgt, fest mit der äußern Haut zusammenhängend, ein anderes Häutchen mit Farbestoff, welcher dem Weine die rothe oder gelbe Farbe gibt. Dann folgt ein säurehaltiges Mark; an dieses schließt sich das flüssige zuckerhaltige Mark, und endlich bildet das letzte gummihaltige Mark, welches die Saamenkörner einhüllt und den Stoff für die Hefen abgibt, das Innerste der Beere. Damit nun aber diese Stoffe nicht schon in der Beere unmittelbar nach der Reife oder Abnahme in Gährung gerathen, so hat die Natur sowohl die Säuren als den Zucker in besondere Häutchen oder Beutelchen eingeschlossen. Werden nun aber die Beeren zerdrückt und folglich die Säckchen zerstört, so mischen sich Säure, Zucker und Gummi mechanisch durcheinander. Allein das Farbehäutchen behält immer noch seinen Farbestoff und gibt ihn erst dann ab, wenn sich Alkohol gebildet hat, denn dieser ist das Lösungsmittel des Farbestoffes.

Um das Gähren zu beschleunigen, ist der Zutritt der atmosphärischen Luft erforderlich; eine nothwendige Bedingung aber ist ein gewisser Wärmegrad. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß die Gährung durch kalte Witterung während der Weinlese verzögert wird. Unter 10 Grad Réaumur geht die Gährung sehr langsam von statten. Um den Most künstlich zu erwärmen, umgibt man den Bottich mit starken Tüchern. Um die Wärme gleichmäßig zu verbreiten, rührt man den Most mit einem langgestielten Quirl oder Krücke. Sind die Trauben sehr zuckerhaltig, so läßt man den Most höchstens 12 Stunden im Bottich. Aber noch immer ist der Wein farblos. Der Alkohol, welcher nach Entweichung der Kohlensäure sich gebildet hat, fängt nun an, vermöge seiner auflösenden Kraft, den Farbestoff zu zersetzen, daher der Wein sich um so mehr färbt, je länger er im Bottich bleibt. Sobald der Most gezohren, d. h. seine Kohlensäure, welche durch freiwillige Zersetzung der Grundbestandtheile sich bildete, der atmosphärischen Luft übergeben hat, zieht man ihn von dem Bottiche ab. Ist der Wein abgezogen, so sinkt der obere Kuchen, welcher aus den durch die Kohlensäureentwickelung auf die Oberfläche getriebenen Bestandtheilen besteht, nieder, und vereinigt sich mit dem untern Saze. Dadurch entstehen die Drestern, welche noch eine Menge Wein enthalten, den man vermittelst der Presse oder Kelter abscheidet. Vor dem Auspressen aber muß man die Oberfläche des Kuchens sorgfältig abnehmen, weil er schon über die Alkoholgährung hinaus und zum Theil in Weinessig verwandelt ist. Solchen Wein nennt man Druckwein.

Auf der Oberfläche des gährenden Weins hat sich die Hefe in Gestalt einer schaumigen, lockern und etwas klebrigen Materie abgesetzt. In einer mäßigen Wärme wird die Hefe trocken und warm und kann in diesem Zustande, ohne Veränderung zu erleiden, aufbewahrt werden. Die Ursache, wodurch die Hefe die Gährung beschleunigt, ist noch nicht vollkommen bekannt. Im aufgefüllten Weine sinkt sie zu Boden. Für die Güte des Weines ist es vortheilhaft, wenn er auf solche Fässer kommt, in welchen schon eine gute, jedoch nicht verschiedenartige Weinsorte gestanden hat; es scheint, als ob die geistigen Bestand-

theile, welche das Holz in sich eingefogen hat, wieder an den Wein treten und ihn veredeln.

Der in die Fässer eingefüllte Wein verliert nach und nach von seiner Menge, denn die Gährung ist noch nicht vollendet und es entwickelt sich beständig kohlensaures Gas; die dadurch entstehende Leere im Fasse macht ein beständiges Nachgießen nöthig, welches man Auffüllen nennt. Während des ersten Monats füllt man alle Tage, während des zweiten alle vier Tage und später alle Woche einmal. Endlich zieht man den Wein ab; um zu verhüten, daß die Hefe sich nicht mit dem Weine vermenge, ihn trübe und unansehnlich mache, bedient man sich zu dem Ende bekanntlich des Saughebers. Nun ist es oft der Fall, daß die Hefe wegen ihrer Zartheit und Leichtigkeit nicht zu Boden gesunken ist, sondern sich im Weine zertheilt hat. Sie paßt also mit durch die Abzugsröhre. Um dem Weine nun die erforderliche Klarheit zu geben, löst man Hausenblase in etwas Wein zu einer gallertartigen Masse auf, gießt sie in das Faß und vermengt sie darin möglichst gleichmäßig mittelst einer Ruthe von Reisern. Zuerst bildet die gallertförmige Masse eine über die Oberfläche verbreitete Haut, umhüllt alsdann die Hefe, sinkt mit ihr auf den Boden und hellt den Wein vollkommen auf.

Durch das eben beschriebene Verfahren erhält man nun die von Kohlensäure freien Alkoholweine. Von dieser Gattung unterscheiden sich die kohlensauen oder Champagnerweine. Der jetzt häufig im Handel vorkommende schäumende Rheinwein, unter dem Namen Rheinwein mousseux, ist ein kohlensaurer Wein, der auf eine ganz ähnliche Art, wie der Champagner, bereitet wird.

Um dem Weine die schäumende Eigenschaft zu geben, muß man die merkliche Gährung absichtlich unterdrücken; die unmerkliche geht dann fortwährend vor sich und besteht darin, daß die Kohlensäure, welche nicht frei in die atmosphärische Luft entweichen kann, sich gleichwohl im Weine auf dem oben beschriebenen Wege bildet und sich mechanisch mit dem Alkoholweine mischt. Statt den Wein in den Kufen vollkommen ausgähren zu lassen, bringt man ihn auf die Fässer. Man unterbricht also auf diese Weise die freie ungestörte Bottichgährung. Hier geht nun im Inneren des Weines die Gährung fort; es bildet sich fortwährend Kohlensäure. Soll der Champagner schäumen, so zieht man ihn erst im März und April ab und klärt ihn mit Hausenblase. Soll er nicht muffiren, so darf er vor dem nächsten Herbst nicht auf die Flaschen gezogen werden.

Eine besondere Sorgfalt erfordert die Wahl der Champagnerflaschen. Sie dürfen keine Blasen enthalten, müssen fest und, damit die starke Expansiv- oder Ausdehnungskraft sich gleichmäßig vertheile, durchaus regelmäßig geformt sein. Um die Festigkeit der Flaschen zu erproben, werden je zwei und zwei Flaschen in Gegenwart des Verkäufers oder eines Bevollmächtigten desselben aneinandergeschlagen, und die, welche Risse erhalten oder zerspringen, kommen auf Rechnung des Verkäufers.

Neben dem Zuckerstoffe wird oft auch der Weinstein \*)

\*) Der Weinstein, von den Chemikern Kalibitartrat (tartarus) genannt, ist die krystallinische Rinde an den Seitenwänden und auf den Böden der Fässer säuerlicher Weine. Er ist ein, ursprünglich im Traubensaft enthaltenes und im Alkohol unauflösliches Salz, daher er sich während der Gährung absetzt. Roh hat er vom Weine die Färbung erhalten, von welcher er jedoch zu einer ganz weißen unter dem Namen cremor tartari bekannten Masse gereinigt wird.

des Weines zerfetzt. Die zum Champagner bestimmten Flaschen müssen vor der Füllung mit Schrot und Kette gehörig ausgespült werden. Gewöhnlich sind fünf Personen mit dem Abziehen beschäftigt, welche dann zusammen ein Atelier bilden. Die Fässer werden mittelst eines kleinen mit einem Flortuch verbundenen Hahnes abgezapft, damit der Wein gleichsam noch einmal filtrirt werde und keine fremdartige Beimengungen in die Flasche kommen. Man läßt in dem Halse zwischen der Oberfläche des Weines und dem Kork noch einen 1½ bis 2 Zoll weiten leeren Raum, welcher sich durch den Fortgang der Gährung füllt. Der Arbeiter stellt die gefüllten Flaschen zu seiner Rechten. Von hier setzt sie ein Aufseher auf einen kleinen, kniehohen mit einer Bleiplatte bedeckten Tisch. Nachdem derselbe den leeren Zwischenraum gehörig geregelt hat, treibt er den Kork durch einige starke Hammerschläge in den Hals der Flasche ein. Durch Übung bringt er es dahin, daß ihm nur sehr selten eine Flasche zerspringt. Von ihm passiert die gekorkte Flasche in die Hand des dritten Arbeiters, welcher den Kork mit einem Bindfaden kreuzweis auf den Hals bindet, die Enden mit einem Messer abschneidet und sie dem vierten Arbeiter übergibt. Dieser verbindet die Flasche noch einmal mit Eisendraht. Ein fünfter Arbeiter stellt die Flaschen auf den Boden nebeneinander, gewöhnlich in Form eines langen Vierecks, sodaß man sie leicht überzählen kann. Nach diesen Vorrichtungen werden nun die Flaschen an den Wänden des Kellers in wagerechter Lage aufgeschichtet. Der luftleere Raum, welcher dadurch in die obere Seite des Bauches verfest wird, füllt sich durch die fortdauernde Gährung mit Kohlensäure, deren Expansivkraft immer einen Theil der lagernden Flaschen zersprengt. Es würde für große Weinhandlungen um so vorteilhafter sein, wenn man ein Mittel erfände, dieses Zerspringen zu verhüten, als man den ablaufenden Wein, der gar bald übergährt und zu Essig wird, nicht gebrauchen kann. Mehr in der Absicht, um den durch das Zerspringen der Flaschen auslaufenden Wein abzuleiten und die Keller vor Feuchtigkeit zu verwahren, als um ihn noch zu benutzen, hat man die Flaschenlager mit einer niederen Unterlage von Mauerwerk versehen und längs desselben Rinnen angebracht.

Die Flaschen schichtet man auf folgende Weise. Die Flaschen unmittelbar auf dem Unterbaue sind mit dem Kork gegen die Mauer gekehrt, und um ihrer Lage die erforderliche Festigkeit zu geben, sind ihre Hälse noch durch Latten unterstützt. Jede Flasche dieser unteren Reihe wird noch besonders an beiden Seiten des Bauches mit Keilen befestigt, in welchen sie gleichsam eingeklemmt liegt. Sie liegt also unbeweglich. Die zweite Schicht hat die umgekehrte Lage. Die Bäuche derselben kommen auf den Hälse der unteren zu liegen und ihre Hälse ruhen gleichfalls auf Lattenwerk. Auf diese Weise schichtet man Flaschen in abwechselnd entgegengesetzten Lagen fünf bis sechs Fuß hoch. Die Bildung der Kohlensäure gibt sich durch einen im unteren Theile der Flasche befindlichen Absatz kund, welcher die Form einer polypenartigen Verästelung angenommen hat. Ist die Luftblase auf der oberen Seite des Bauches der Flasche verschwunden, so zeigt dies das baldige Zerspringen der Flasche an. Man kann wol darauf rechnen, daß von jedem Lager fünf bis zehn Procent Flaschen zerspringen. Ueberhaupt ist die eigenthümliche Natur des kohlensauren Weines noch in ein Dunkel eingehüllt. Man hat Beispiele, daß von zwei in demselben Gewölbe befindlichen Flaschenlagern das eine gänzlich durch Zerspringen verloren ging, während in dem andern sich keine müssige Koh-

lensäure bildete. Nicht ohne Grund vermuthet man, daß man auf alle Berührungen, in welche dieser empfindliche Wein kommt, die sorgfältigste Rücksicht nehmen müsse, um endlich auf den Standpunkt zu gelangen, sowohl das Zerspringen zu verhüten als auch den Wein zum Schäumen zu bringen. Man vermuthet selbst, daß das Glas der Flaschen, die Tiefe, die Anzahl der Luftlöcher und selbst die Erdart, in welche der Keller gebaut ist, eine chemische Wirkung auf den Champagner ausüben. Unter jenen zwei Uebeln, deren gänzliche Beseitigung den Preis des Champagners bedeutend vermindern würde, muß der Fabrikant oder Weinhändler nun das kleinste zu wählen verstehen.

Das Zerspringen, welches gewöhnlich im Monat Juli oder August beginnt, nimmt mehr oder minder zu. Gewöhnlich steigert sich die Anzahl der zerspringenden Flaschen von Tage zu Tage. Steigt aber der Verlust über 10 Procent, so hält man es für vorteilhafter, einen nicht müssigen Wein daraus zu machen. Zu diesem Behufe nimmt man das ganze Flaschenlager aus einander, setzt die Flaschen nieder, überschüttet sie mit Erde und läßt sie in diesem Zustande einige Zeit stehen. Diese Bedeckung mit Erde soll auf die Güte des Weines einen vorteilhaften Einfluß ausüben. Hierauf in einen noch tieferliegenden Keller gebracht, wird eine Flasche nach der andern geöffnet, um die überflüssige Kohlensäure entweichen und wiederum einen leeren Raum entstehen zu lassen.

Bei diesem Verfahren muß aller Draht und Bindfaden abgetrennt, der Kork herausgezogen, dann die Flasche augenblicklich wieder zugekorkt und mit neuem Bindfaden und Draht verbunden werden.

Im September, wo das Zerspringen der Flaschen nachläßt, nimmt man eine nach der andern aus dem Lager heraus und befreit der Wein von einem fettigen Absatze, welcher sich während der Gährung gebildet hat. Man gibt, um diesen Absatz auf den Kork hinabzuspielen, den Flaschen eine Neigung von ¼ eines rechten Winkels, wobei man, um den Absatz vom Boden zu trennen, der Flasche eine leise Erschütterung gibt. In großen Etablissements hat man zu diesem letzten Verfahren eine besondere Vorrichtung.

In dem Keller befinden sich mehrere Reihen langer starker Tafeln, oben mit drei Reihen Löcher versehen, welche schräg gebohrt sind; in diese steckt man die Flaschen, um ihnen die beabsichtigte Neigung zu geben. Man bringt alle Tage 3—4000 Flaschen in die Gestelle und läßt sie 10—15 Tage stehen. Der Arbeiter, um den Flaschen die erforderliche Erschütterung zu geben, ergreift die Flasche beim Boden mit der linken Hand, so daß der Daumen noch oben und die Finger nach unten gekehrt sind, faßt sie dann mit der rechten und rüttelt leise mit der Handwurzel. Er sitzt dabei auf einer niederen Bank, und wenn er mit einer Partie fertig ist, rückt er seine Bank weiter und fährt auf diese Weise fort.

Noch immer ist der Champagner nicht am Ziele der Vollendung; er muß noch einer und namentlich der schlimmsten Manipulation unterzogen werden, um genossen oder versendet werden zu können. Zu dieser Arbeit gehört eine gewisse Geschicklichkeit, welche erst durch anhaltende Übung erworben wird. Das Atelier nimmt seinen Platz vor dem beschriebenen Gestelle, in welchem die Flaschen in verkehrter Lage stecken. Der Aufseher faßt mit der linken Hand eine Flasche am Boden, legt sie auf seine Knie, reißt mit einem Haken den Bindfaden und Draht ab, zieht geschickt den Kork aus, und reißt die vom Schaum der aufbrausenden

Kohlensäure mit fortgerissene Unreinigkeit heraus, ersezt hierauf den Verlust der Flüssigkeit durch eine Auffüllung von Wein, der bereits schon gereinigt ist, und verschließt die Flasche auf die oben beschriebene Art mit Draht und Bindfaden. Da nun aber das Aufsteigen des Schaumes sich dem Auffüllen entgegenstellt, so hat man diesem Uebelstande durch eine eigens dazu angewandte Maschine, die Luftpresse von Jülten, abgeholfen. Ehe der Wein in den Handel kommt wird er oft noch ein Mal, ja selbst nach Erforderniß zwei Mal geöffnet. Es bildet sich namentlich immer noch ein Absatz, welcher den Wein beim Transportiren trübe macht und deshalb kurz vor der Versendung entfernt werden muß.

Hinsichtlich der Güte unterscheidet man drei verschiedene Sorten. Zu der besten Qualität rechnet man den weißen von *Li, Mareuil-sous-Li, Sillery und Hautvillers, Pierry, Cramant* und den rothen von *Verzie, Verzenay, Bouzy, Taizy, Lúmieres, Veil de Perdreux*. Zweite Qualität, weiße Sorten: *Avenay, Epernay, Meznil, Noize, Oger* und die rothen Sorten von *Mailly, Damery, Epernay, Rilly, Li, Pierry, Monbret*. Dritte Qualität, weiße Sorten: *Tonnerre, Chablis, Ludes, Sabu, Trois-puits, Villers-Alleran*; rothe: *Joigny, Tonnerre, Chamery, Ville Domagne, Pargny, Sapicourt*.

Daß der enge Bezirk der Champagne, das eigentliche Stammland des Champagners, den Nachfragen des ganzen Europa, eines Theiles von Asien, des civilisirten Amerikas und selbst denen der Türkei und Aegyptens, wo ihn die Muselmänner nicht als Wein, sondern als Sorbet trinken, nicht zum zehnten Theile Genüge leisten könnte, ist Jedem, der das Ländchen und seine Weinberge kennt, vollkommen einleuchtend.

Wenn es nun auch nicht zu leugnen ist, daß die Beeren dieser Droschastien sich zur Bereitung des kohlensauren Weines am Vorzüglichsten eignen, so hat doch auch in anderen Weingegenden die Kunst hervorgebracht, was die Natur versagte, und wirklich ist es dem menschlichen Fleiße in Verbindung mit dem Forschungseifer der Wissenschaft und dem Speculationsgeiste des Handels gelungen, täuschende Nachahmungen des echten und besten Champagners hervorzubringen, welche selbst Kenner nicht immer von dem Producte des Stammlandes unterscheiden konnten. Allein je weniger die unbefangenen Liebhaber des Champagners sich darum kümmern, ob der köstliche Nektar der fröhlichen Geselligkeit, der heitern Laune und der Liebe, der das Band der Zunge löset und dessen Wirkung die kluge Benutzung des Augenblicks schon manche Wohlthaten, ja manche milde Stiftung abgewann, — ob dieser Wein dießseits oder jenseit des Rheines entspringt, um so mehr bedauert er oft die bedeutende Höhe seines Preises. Werfen wir aber einen Rückblick auf die zahllosen Handgriffe, auf die kostspieligen Apparate, die zu seiner Verfertigung erforderlich sind, und endlich auf die unvermeidlichen Verluste, welche sich der Fabrikant gefallen lassen muß, so wird man ihn nicht so unverhältnißmäßig im Preise finden.

### Gewerbliches aus China.

#### Bohren der Perlen.

Ueber die Bohranstalten der Chinesen zum Bohren der echten Perlen berichtet Dr. Meyen in seiner Reise um die Welt Folgendes: Ehe die Perlen gebohrt werden, legt man sie in große leinenebeutel und wäscht sie in fließendem Wasser; dann werden sie getrocknet und nach ihrer Größe sortirt. Der

Bohrer sitzt vor einem einfachen hölzernen Becken, in welchem einige Linien hoch Wasser enthalten ist; auf der einen Seite dieses Beckens sind kleine kugelförmige Aushöhlungen von verschiedener Größe, je nachdem die Perlen groß sind. Der Bohrer faßt eine Perle mit einer Kneipzange, legt sie in eine der Vertiefungen und klopft mit einem kleinen Hämmerchen gerade auf diejenige Stelle, wo gebohrt werden soll; nun setzt er auf diesen Punkt seinen Nadelbohrer auf und macht das Loch, indem er die Nadel mit der seidenen Sehne eines drei Fuß langen Bogens in Bewegung setzt. Gewöhnlich sitzt eine Menge von Arbeitern in einer Reihe, und alle arbeiten mit diesem langen Bogen in der Hand, welches anzusehen sehr unterhaltend ist.

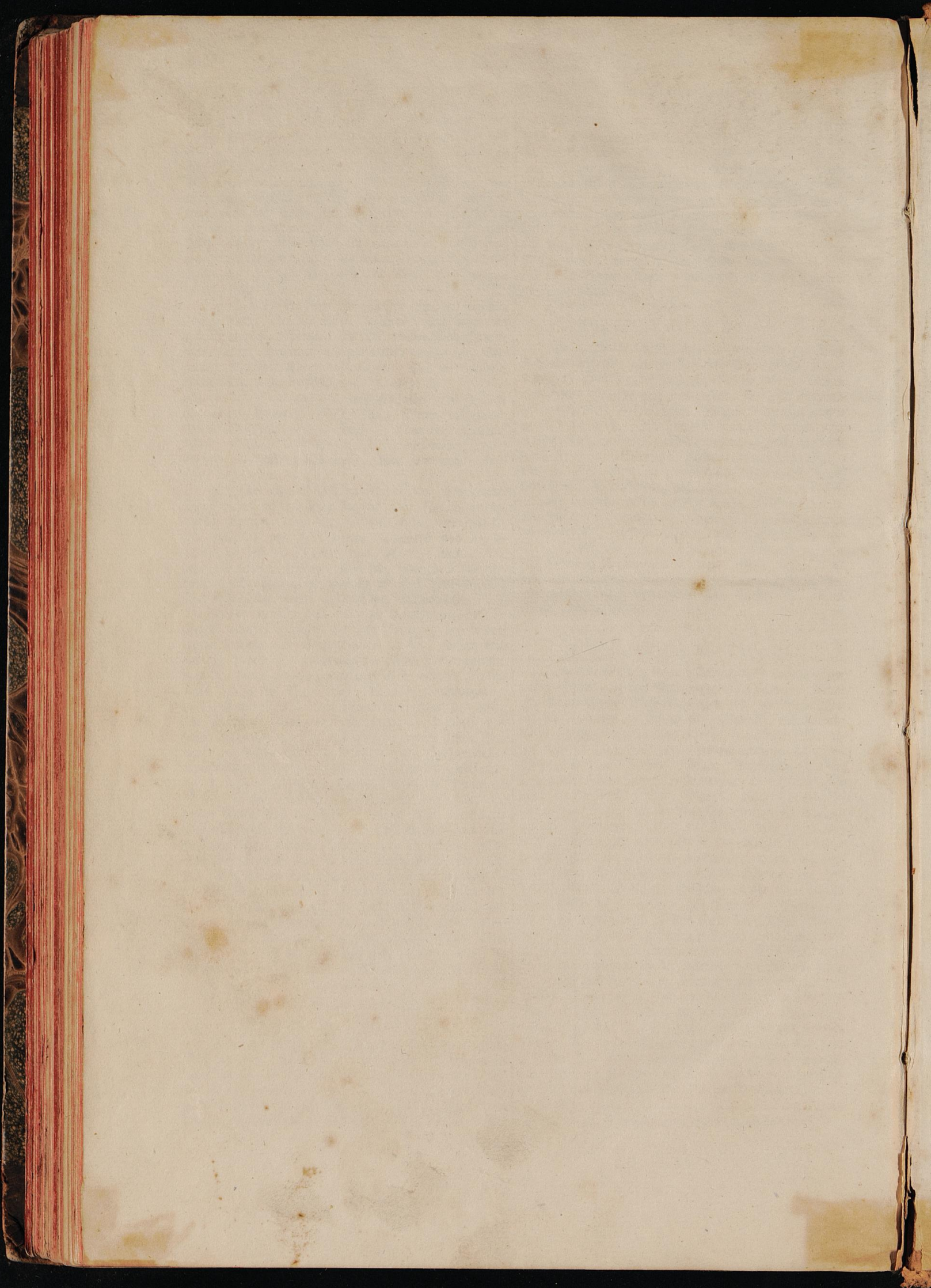
#### Eigenthümliche Fabrik.

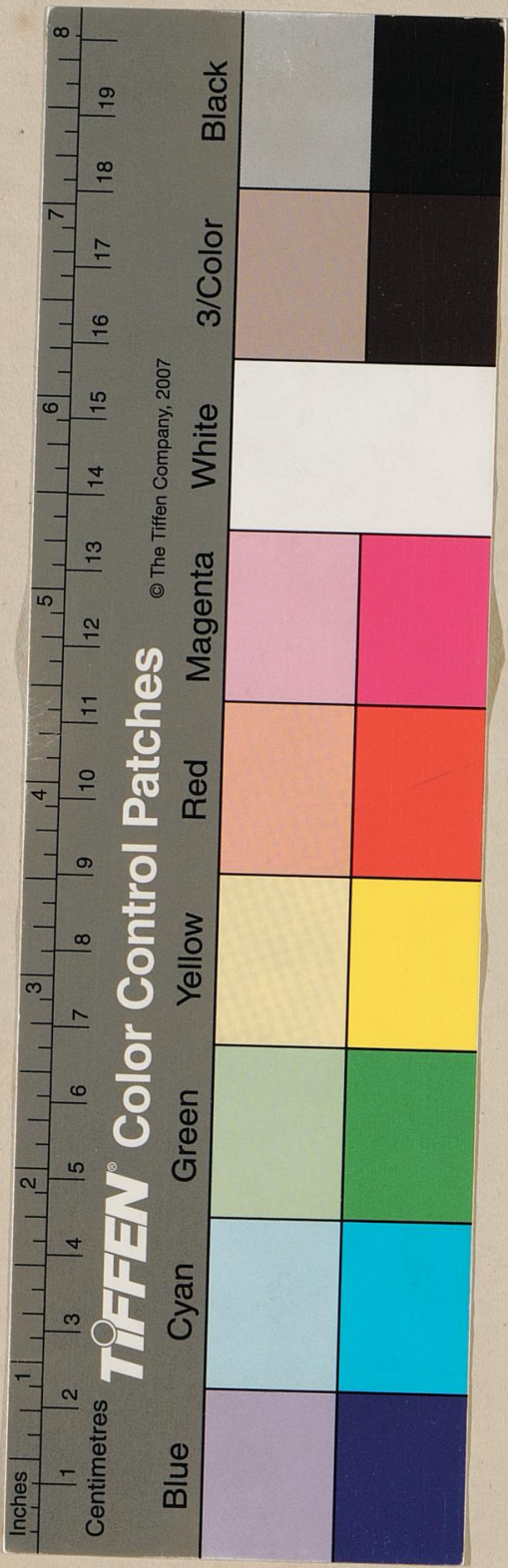
In der Stadt Kanton fand der erwähnte preussische Reisende wol die sonderbarsten Fabriken, welche je der Kunstfleiß hervorgehoben hat, die aber in unsern Ländern noch keinen Eingang gefunden haben, weil ihre Geheimnisse noch nicht über Chinas Grenzen hinausgedrungen zu sein scheinen. Hier werden nämlich Lumpen von gleicher Farbe zu großen Stücken Zeug zusammengeklebt, sodaß sie von Neuem zu Kleidern verarbeitet werden können. Wol hunderte von Menschen sahen wir damit beschäftigt. Dergleichen Zeuge sollen nach dem Kleben gebleicht und ein starker Handel damit getrieben werden. Die Plättchen, welche man zum Glätten dieser Zeuge gebraucht, sind kupferne Becken, mit einem Stiele versehen, in das die glühenden Kohlen gelegt werden. Dahier beständig Fenster und Thüren geöffnet sind, so ist diese Art von Plättchen, welche sehr lange heiß bleiben, den unsrigen noch vorzuziehen und sie werden auch in China ganz allgemein gebraucht.

#### Nahrungsmittel der Chinesen.

Die Straßen von Kanton sind durch die verschiedenartigsten Niederlagen von Nahrungsmitteln verengt; überall gibt es auf offener Straße Garküchen, wo das fertige Essen für die Armeren zu kaufen ist. Eine Art von Fleischlösen scheint eine Lieblingspeise zu sein; man sieht deren fast zu jeder Zeit große Haufen stehen; gebratene Fische, Hühner, Enten, Gänse, Schweine, Hunde, Katzen und alles andere vorkommende Vieh hängt daselbst an den Seiten aus. Was die Wahl der Fleischspeisen betrifft, so sind die Chinesen darin nicht so eigen als wir Europäer; sie essen fast Alles, was ihnen vorkommt; daher sieht man täglich eine Menge von lebenden Vögeln zum Verkaufe ausbieten, welche bei uns noch keinen Wohlgeschmack gefunden haben; hier sind Adler, Eulen, Habichte, Störche, Kibitze u. s. w. zu sehen. Für die Europäer kann Nichts ergößlicher sein als wenn er die Chinesen mit einer Tragstange ankommen sieht, auf der Vogelbauer befindlich sind, welche statt der Vögel Hunde und Katzen enthalten. Eine kleine dicke Sorte von Pudeln schien die beliebteste zum Essen zu sein; in ihren Rohrkäfigen sitzen sie ganz betrübt, wenn sie zu Märkte gebracht werden, während die Kater ein entfesseltes Geheul machen, als ahnten sie ihr Schicksal. Andere Chinesen bringen auf ihrer Tragstange eine Reihe von mehreren Duzend Ratten, welche ganz reinlich abgezogen sind und, gleich den Schweinen in unsern Ländern, nachdem sie geöffnet, durch ein Querholz an den Hinterbeinen aufgehängt werden; doch werden sie nur von den Armen gegessen.

~~200~~  
~~200~~  
~~100~~





**TIFFEN** Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

